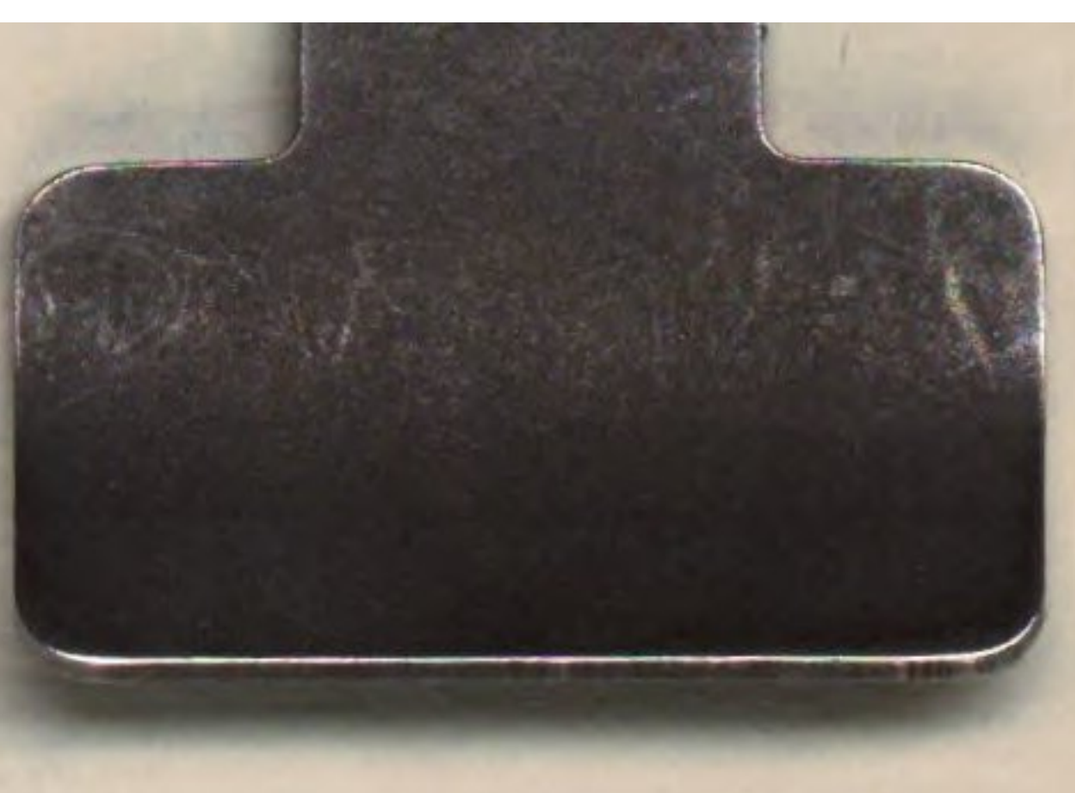


Ihr Fred.
1979

W. Parsch
Peiting / Obb.

<366356175600017

<366356175600017

Bayer. Staatsbibliothek

Don. Lud.
149

Geheime

Liebschaften

Heinrich's

des Vierten,

von

Graf. Alb. zu Pappenheim,

Königlich Baierischen Obersten und Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen.

Zweites Bändchen.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

~~3824.~~
Don. Eud. 199. (2

Volz del. J. C. Bock sc.

Heinrich d. IV.

macht die Bekanntschaft des Fräulein von Entragués auf einer Jagdparthie bei Malherbes.

Don. Lud. 199(2

Geheime

Liebschaften

Heinrich's des Vierten,

aus

Original-Manuscripten gezogen, und gesammelt während der Anwesenheit der Armeen in Frankreich im Jahr 1815.

Mit geschichtlichen Anmerkungen erläutert.

Vom

Verfasser der Erzählungen am Kamine,

Grafen Albert zu Pappenheim,

Königl. Baier. Obersten und Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen.

Zweiter Band.

Mit 1 Titelkupfer.

Nürnberg
bei Bauer und Raspe.
1824.

52 B 4
-1
2
+

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Das zerfleischte, mit dem Blute der eignen Bürger gedüngte, und von fremden und einheimischen Truppen aufgezehrte Frankreich sehnte sich nach Ruhe. Der Uebertritt des Königs zur katholischen Kirche beschwichtigte die Liguisten, das Edikt von Nantes *) beruhigte einigermassen die Hugenotten, und beyde Partheien sahen ein, daß Friede nöthig sey, und fremder Einfluß so viel möglich verbannt werden müßte, indem dieser nur nachtheilig auf das Gesammt-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 1.

wohl wirken und der daraus entsprin-
gende oder zu hoffende Vortheil nie auf
Seite der Franzosen, sondern nur auf
der, der Ausländer seyn konnte.

Die feindlich gesinnten Partheien
näherten sich; Frankreich unterwarf sich
seinem rechtmäßigen Könige und mit
Spanien wurde endlich auch nach meh-
reren abgebrochenen und fruchtlosen Un-
terhandlungen am zweiten Mai Fünf-
zehnhundert Acht und Neunzig zu Ver-
wins der Friede abgeschlossen. *) Die
noch unruhigen Köpfe unter den Ligui-
sten und Hugenotten brachte der Kö-
nig, dem nun mehr Mittel zu Gebote
standen, und der die Einzelnen nicht mehr
so sehr zu schonen Ursache hatte, theils
durch Güte, theils durch Schärfe, zum
Gehorsam zurück, daß, wenn ihre Be-
kehrung auch nicht ernstlich war und

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 2.

sie noch im Geheimen Anschläge brüteten, sie doch nicht damit hervor zu treten wagten und die Ruhe wenigstens für den Augenblick hergestellt war.

Je mehr diese sich zu befestigen schien, desto mehr arbeitete Heinrich mit seinem unermüdeten Sülly *) an der Aufnahme der Finanzen, an der Wiederherstellung der Ordnung in jedem Fache, an dem Aufbaue der im Schutt liegenden Festungen und Städte, an der Ausbesserung und beinahe neuen Erschaffung der Marine, am Emporbringen des Handels, kurz, an Allem, was auf die Verwaltung des Innern Bezug hatte, ohne das Aeußere darüber aus dem Gesichte zu verlieren. Er hatte ein wachsames Auge auf die Plane Spaniens und Oesterreichs, er behauptete seinen Einfluß in die Ange-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 3.

legenheiten Deutschlands, er versuchte die Annäherung zwischen England und Spanien zu bewirken und veranlaßte einen Zusammentritt dieser Mächte zu Boulogne *), welcher Begebenheit aber noch der Tod Philipp des Zweiten vorherging. **)

Nachdem wir diesen kurzen Uebersblick auf die Begebenheiten der Zeit geworfen haben, wollen wir nun den Faden derjenigen wieder aufnehmen, von welchem zu sprechen unser vorgesteckes Ziel ist.

Nach dem Tode der Herzogin von Beaufort machte, wie wir schon gehört haben; Margaretha von Valois keinen Anstand mehr, in die Scheidung zu willigen. Sülly erhielt den Auftrag zu unterhandeln, sie unternahm es, in diese

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 4.

**) Man sehe am Ende die Anmerkung 5.

einzugehen. Der König schrieb selbst an sie, und ihre Antwort war seinem Wunsche entsprechend. Nachher schrieb sie eigenhändig an den heiligen Vater, in welchem Schreiben sie unumwunden erklärte, daß die Ehescheidung ihr eigner Wunsch und Wille sey, worauf, auf die Unterhandlungen Silery's und Ossa's, da der Papst auch keine weitern Anstände erhob, eine Commission zusammen berufen wurde und die Scheidung in allen Formen vor sich ging.*) Dieß fiel gerade in den Zeitpunkt, wo der König mit Fräulein von Entragues bekannt wurde. Wir wollen hier die Abstammung dieser Dame, die sich, wo möglich, eine noch größere Herrschaft über den König zu verschaffen wußte, als die Frau von Beaufort, in Kürze nachholen.

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 6.

Als, nachdem Karl der Neunte großjährig erklärt war, dieser sich bei dieser Gelegenheit zu Rouen aufhielt, beeiferten sich viele Damen, ihn für die Liebe empfänglich zu machen, allein er zog die Jagd und andere ritterliche Vergnügungen vor, indem er aber den Damen, und vorzüglich einstmals der Frau von Montpensier, die ihn neckte, daß er so fühllos gegen das schöne Geschlecht sey, erklärte, daß, wenn er sich einmal damit abgäbe, er die Damen so beschäftigen würde, daß sie es bereuen möchten, den schlafenden Löwen geweckt zu haben. Und er hielt Wort: denn von der Zeit an machte er so Vielen glauben, daß er sein Auge auf sie geworfen habe, daß eine allgemeine Unruhe entstand und jede darauf bedacht war, den geglaubten Sieg zu benützen, ihn sich zu erhalten und ihrer Nebenbuhlerin den Rang abzulaufen. Allein

er täuschte sie Alle und ließ sich in nichts Ernsthaftes ein. Einige Zeit nachher, als der König zu Orleans Hof hielt, sah er ein junges Mädchen, das ihm vorzüglich auffiel. Er erkundigte sich nach ihr und erfuhr, daß sie die Tochter eines Apothekers aus der Stadt sey und Maria Touschet hieße.

Der König sandte seinen Garderobe-Diener La Tour an sie, um Unterhandlungen anzuknüpfen; die Schöne war nicht grausam und wir wissen so viel von ihr, daß, ungeachtet ein gewisser Montluck ihr Liebhaber war, der es im Geheim auch stets blieb, sie sich durch La Tour in's Kabinett des Königs führen ließ, was sie mehrere Nächte wiederholte, auch dem Hofe folgte, und als Folge dieses vertrauten Umgangs von einem Knaben entbunden wurde, der nach seinem Vater Karl genannt

und später zum Grafen von Auvergne erhoben wurde.

Nebenbei setzte sie ihren Umgang mit Montlück fort und dem Könige wurde unter die Hand gegeben, daß seine Geliebte ihm untreu sey; und wenn er sich davon überzeugen wolle, er in ihrem Arbeitssacke die Beweise, durch die darin enthaltenen Billets ihres Liebhabers finden könne.

Der König bat mehrere Damen zum Nachtmahl, worunter auch seine liebe Marie; La Chambre, ein Zigeuner-Hauptmann, erhielt Befehl mit einigen seiner geschicktesten Beutelschneider sich einzufinden und gelegenheitlich alle die Arbeitsbeutel der Damen abzuschneiden und sie vor dem Schlafengehen dem Könige getreulich auszuliefern.

La Chambre und seine Genossen zeigten sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig; sie überlieferten, noch

bevor der König zu Bette ging, demselben alle die abgeschnittenen Säcke. Die Billets wurden gefunden und des andern Morgens der schönen Sünderin vorgezeigt.

Sie läugnete sie kek ab, weil sie ohne Unterschrift waren, allein es half nichts; sie mußte beichten und um Lossprechung und Gnade bitten. Sie erhielt diese unter der Bedingung, daß sie allen Umgang mit Montlück aufgäbe und damit sie diesen ganz vergessen möge, verheirathete sie der König mit Balsak von Entragues, der Statthalter zu Orleans war. Aus dieser Verbindung entsproß Fräulein Henriette von Entragues, von welcher wir jetzt und sehr viel, sprechen werden.

Herr von Entragues hatte zwei Töchter, die beide sehr schön und vorzüglich gebildet und geistreich waren.

Man sagt, daß Fräulein von En=

tragues zwar minder schön als die schöne Gabriele gewesen sey, sie aber an Verstand und Lebhaftigkeit des Geistes, Witz, Munterkeit, aber auch an Ehrgeitz und Kühnheit, weit übertroffen habe.

Dies war also die Dame, welche man für den König ausgesucht hatte und von welcher man ihm den Kopf und die Einbildungskraft so erhitzte, daß er vor Begierde brannte, sie bald zu sehen.

Frau von Entragues, die eine kluge Frau und nicht fremd in solchen Angelegenheiten war, hielt es für schicklich, auf eine gute Art die Hand dazu zu bieten; sie ergriff die Gelegenheit, als der König gerade in der Gegend von Malherbes, geflissentlich um Fräulein von Entragues zu Gesicht zu bekommen, jagte, ihn einzuladen, et-

was von der Jagd zu ruhen und sich bei ihr zu erfrischen.

Der König nahm dieses Anerbieten, das sehr erwünscht kam, mit vielem Vergnügen an und begab sich so in das Netz, das aufgestellt war, ihn zu fangen.

Es gelang vollkommen, denn Heinrich fand Fräulein Henriette so sehr über seine Erwartung, daß seine Eroberung vollendet war, ehe er nur daran dachte. Er trennte sich schwer von ihr, und da, wenn er einmal gefangen war, er sich unmöglich so schnell von dem Gegenstande trennen konnte, blieb er längere Zeit, unter dem Vorwande der Jagd, zu Malherbes. Es speiste diese Dame täglich an der Tafel des Königs und er unterhielt sich auf's Beste. Endlich ging dieser kleine Hof nach Hallier und Frau von Entragues nach Chenau. Der König besuchte sie daselbst täglich,

und vergnügte sich sehr im Umgange mit diesen liebenswürdigen Frauenzimmern. Seine Liebe nahm zu und erreichte einen um so höhern Grad, als die Gewährung seiner Wünsche ihm versagt wurde.

Frau von Entragues war zu lange in der Schule gewesen, daß sie ihrer Tochter nicht hätte den gehörigen Unterricht ertheilen können und diese benützte die Lehren der Mutter so gut, daß es ihr gelang, den König auf's äußerste verliebt zu machen, ohne ihm nur den leisesten Wunsch zu gewähren; ja sie trieben es so weit, daß die Frau von Entragues nach Paris abreiste, um den Besuchen des Königs, von denen die Welt so viel sprach, zu entgehen.

Der König ging nach Orleans; er fand daselbst die Marschallin von Chartres mit ihren zwei liebenswürdi-

gen Töchtern; doch konnten sie ihn nicht länger als zwei Tage fesseln; er ging mit der Post nach Paris und stieg, um seiner Auserwählten sehr nahe zu seyn, die im Hotel Lyon wohnte, im Hotel Gondi ab.

Allein ihre Eltern stellten sich sehr aufgebracht über die anhaltende Verfolgung des Königs; Herr von Entragues sagte dem Grafen Lüde, den der König öfters sendete, seine Geliebte zu begrüßen, sehr bittere Dinge, und er trieb es sogar so weit mit sehr anscheinender Entrüstung, dem Könige selbst zu sagen, daß er ihn ersuche, nicht mehr zu ihm zu kommen, weil er nur käme, sein Haus zu entehren und reiste dann mit seiner ganzen Familie nach Markoussis ab. *)

Der König ließ sich nicht abschre-

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 7.

cken; so viele Widersprüche und Schwierigkeiten machten ihn nur noch verliebter und leidenschaftlicher, seinen Zweck zu verfolgen. Er folgte auch bald selbst nach Markoussis, aber das Fräulein spielte ihre Rolle sehr gut; sie wußte den König so hinzuhalten, aber zugleich ihn so zu locken und zu reitzen, daß sie Alles von ihm erhielt, was sie wünschte. Sie wußte es so weit zu bringen, daß ihr der König, der sonst gar nicht verschwenderisch war, auf einmal hundert Tausend Thaler schenkte. Allein alles dies führte ihn noch nicht an's Ziel seiner Wünsche. Bald war es Schamhaftigkeit, Züchtigkeit, die sie zurück hielt, bald die Beobachtung und Bewachung der Eltern und obgleich sie dem Könige versicherte, daß sie ihn unendlich liebe, so könne sie doch nicht einwilligen, sich zu entehren. Endlich, auf vieles Dringen des Königs schien

sie nachgeben zu wollen, unter der Bedingung, daß er ihr ein förmliches Eheversprechen gäbe, nicht, wie sie sagte, um sie zu befriedigen, nein, nur um eine Entschuldigung bei ihren Eltern zu haben, die sie mit vieler Strenge behandelten. Sie wisse wohl, setzte sie sehr fein hinzu, daß ein solches Versprechen den König, der über das Gesetz erhaben wäre, nicht bände, und daß man einen Monarchen, der so vielen Tausenden befehle, nicht vor die Schranken eines Gerichtshofes ziehen könne, daß die ganze Sache eine leere Form sey, allein sie diene doch dazu, ihre Verwandten zu beschwichtigen und sie nachgiebiger und minder aufmerksam auf ihr Betragen zu machen, damit sie mehr Freiheit genösse, ihrem Herzen zu folgen. Sie verspräche ihm, nie würde es ihr in den Sinn kommen, sich dieser Schrift zu bedienen

und ihr würde in diesem Falle das Wort des Königs genügen, allein aus den angeführten Gründen müsse sie darauf bestehen; ihm koste es ja nur ein Stückchen Papier, sie im Gegentheil, opfere ihm dafür das Kostbarste, was sie in der Welt besäße. Sie wußte es so zu drehen und zu wenden, daß der König, der unendlich schwach war, so bald die Liebe ihn tyrannisirte, nachgab und sich erweichen ließ, ihr das Versprechen zu geben, sie zu heirathen, im Falle sie binnen einem Jahre von einem Sohne entbunden würde. *)

So beschäftigt der König mit Fräulein von Entragues war und so sehr ihn ihre Sprödigkeit schmerzte, so vergaß er doch dabei nicht, an andere Liebesabentheuer zu denken und man beredete ihn, eine Nacht bei Zamet mit

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 8.

Mademoiselle De la Glandre zuzubringen, deren Tugend nicht so streng war, als die der Fräulein von Entragues. Doch wurde er auch hier gestört.

Er war nämlich noch nicht lange zu Bette gegangen, als er plötzlich durch ein Degengeklirre aufgeschreckt wurde. Er rief, und Bassompiere kam und sagte ihm, daß die beiden Kämpfenden Bellegarde und der Prinz von Joinville, den man nachher Herzog von Chevreuse nannte, seyen. *) Die Ursache des Streites war, daß Joinville behauptete, Bellegarde habe etwas über ihn und Fräulein von Entragues dem Könige gesagt, worüber beide in Wortwechsel gerathen seyen und zu den Degen gegriffen hätten; daß Joinville einen Stich in den Hintertheil des Schenkels erhalten habe, der Vidome de Maus

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 9.

aber schwer verwundet worden sey, indem er die Fechtenden habe trennen wollen. Der König stand im Schlafrocke auf, nahm seinen Degen und ging hinaus, indem ihm Bassompiere leuchtete. Er fand aber niemand mehr, als Tralin, der die Thüren hatte schließen lassen, da die Urheber des Streits sich schnell entfernt hatten.

Der König erzürnte sich sehr, er schrieb noch in der Nacht an den Präsidenten des Parlements und befahl ihm, sich sammt demselben des andern Morgens um neun Uhr bei ihm einzufinden. Dies geschah pünktlich, und er trug demselben auf, gehörige Erkundigungen einzuziehen, den Prozeß einzuleiten und gute, aber kurze Gerechtigkeit zu üben. Es wurden auch sogleich Commissärs ernannt, die gehörigen Informationes zu treffen, die Aussagen aufzunehmen und die Zeugen zu verhören.

Die Herzogin von Guise, welches die beiden Kämpfenden sehr nahe angingen, that ihr Möglichstes, die Sache zu hintertreiben und dem gerichtlichen Verfahren Einhalt zu thun. Sie brachte es beim Könige dahin, daß der Connetable von Montmorency Zeit gewann, den Streit auszugleich en.

Der König ging ab und zu; er besuchte fleißig das Fräulein von Entragues, die stets unerbittlich blieb und seine Leidenschaft durch diese Behandlungsart steigerte.

Er war gezwungen eine Reise nach Blois zu machen; die Zeit wurde ihm sehr lange, er eilte möglichst zurück; auf dem Rückwege sah er zu Chenonceau Fräulein La Bourdaisiere; sie machte Eindruck auf ihn; sie war schön und liebenswürdig, und vielleicht hätte sie Fräulein von Entragues verdrängt, wäre sie nicht von den Rötheln befallen wor-

den, weshalb der König diesen Aufenthaltsort verließ. Jetzt bemerkte Fräulein von Entragues, daß es Zeit sey einzulenken, die andauernde Sprödigkeit konnte dem Könige Langeweile machen und sein leicht bewegliches Herz konnte einen andern Gegenstand finden, der ihn reizte und der gefälliger gewesen wäre. Sie hatte das Eheversprechen in Händen, sie setzte nichts auf's Spiel und gab der dringenden Leidenschaft des Königs nach, der ihr nun ganz ergeben und mit Leib und Seele zugethan blieb. — Er besuchte sie oft zu Malherbes und ließ sie im Hotel Arschand wohnen. Sie wurde schwanger und er erhob sie zur Marquise von Verneuil nach dem Schlosse Verneuil bei Sens, welches er derselben geschenkt hatte.

Schon fing dieser Umgang an, die Gewalt, die diese Dame sich über

den König anmaßte und die sie über ihn ausübte, die Minister und alle für das Wohl des Staates sich Interessirende, zu beunruhigen. Sie kannten die Schwäche des Königs gegen seine Geliebte, das gegebene Eheversprechen war kein Geheimnis und man befürchtete ernstlich, der König könne, wenn Frau von Verneuil von einem Sohne entbunden würde, Wort halten und sie heirathen.

Diesem suchte man zuvor zu kommen, halb mit Einwilligung des Königs, halb ohne diese. Man betrieb die Brautwerbung um die schöne Maria von Medizis *) und Ossa und Silery, angeeifert von Sülly, waren so thätig, daß sich sehr bald Gesandte von Seiten des Herzogs, ihres Vaters,

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 10.

einstellten *) und daß, ehe der König es hinderte, ihm die Ehepakten zur Unterschrift vorgelegt wurden. **)

Während dieser Zeit wurden die Hoffnungen der Marquise doppelt vereitelt, denn schon der Entbindung nahe, schlug der Blitz in ihre Wohnung und fuhr unter ihrem Bette durch, worüber sie so sehr erschrack, daß sie gleich nachher von einem todten Kinde entbunden wurde.

Sie war sehr krank; der König, der der savoyischen Angelegenheiten wegen ***) voraus nach Moulins gegangen war, eilte zurück, war trostlos, trug die grösste Sorge für sie und that Alles, was ein leidenschaftlicher Liebhaber thun kann.

---

*) Man sehe am Ende die Anmerk. 11.

**) Man sehe am Ende die Anmerknug 12.

***) Man sehe am Ende die Anmerk. 13.

Er verließ ihr Bette keinen Augenblick; reichte ihr alle Arzeneien, machte die Aerzte verantwortlich, kurz, er pflegte sie mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Sorgfalt, mit einer Zärtlichkeit, die wohl schließen ließ, was er für sie zu thun im Stande gewesen wäre.

Kaum war die Marquise hergestellt, so erfuhr sie das Verlöbnis des Königs. Sie war ausser sich darüber; sie machte ihm die heftigsten Vorwürfe; sie behandelte ihn hart, zurückstoßend. Sie verschloß sich Tage lang in ihr Zimmer, ließ ihn nicht vor sich bei den süßesten Worten, die er ihr auch gab, und jeden Andern, als den König, würde ein solches Benehmen zurück geschreckt und abgehalten haben; indessen, sie kannte ihn und seine Schwäche, er wurde nur noch leidenschaftlicher für sie und überhäufte sie, um

sie wieder zu besänftigen, mit Geschenken.

Allein der unruhige Geist der Marquise fand keinen Grund zur Besänftigung in diesen. Sie hatte die Krone gehofft und sah sich nun in ihrer süßesten Erwartung getäuscht; sie mußte ihren Zorn verbergen, aber es ist keine Frage, daß, wenn sie eine bedeutende Macht gehabt hätte, sie diese aufgeboten haben würde, sich zu rächen. Ihre ganze Familie war sehr aufgebracht, und ihr Stiefbruder, der Graf von Auvergne, ließ sich durch den Unwillen so weit verleiten, daß er sich in die Verschwörung Birons, von welcher noch öfters die Rede seyn wird, einließ.

Der König hatte den Feldzug gegen Savoyen begonnen, er belagerte und eroberte mehrere Städte und warf Alles über den Haufen, was Wider-

stand leistete. Während dieser Zeit wurde seine Vermählung zu Florenz durch Procuration gefeiert; Bellegarde war der Ueberbringer der Nachricht, und an Diego von Ursins, Herzog von Bracciano wurde die Prinzessin getraut. Bald darauf reiste diese nach Marseille ab, begleitet von Elisabeth von Medizis, ihrer Tante, Eleonore von Medizis, Gattin Vincens, ersten Herzogs von Mantua, und Jourdan von Ursins, ihrem leiblichen Vetter, der, wie man behauptete, eine zärtlichere Neigung, als die eines Verwandten zu ihr hegte. Sie wurde, als sie an's Land stieg von den Kardinälen von Joyeuse, von Gondi, von Sourdis und von Chiverny, dann von dem Connetable von Montmorency, vom Kanzler Belliere und vom Herzoge von Guise, der Statthalter dieser Provinz war, dann von den verwittweten Herzoginen von Nemours und von Guise, so wie

von mehreren andern Damen des ersten Ranges, empfangen.

Die Herzogin von Berneuil, die dem Hofe gefolgt war und erfuhr, daß die Königin nach Lyon käme, wollte keine Zeugin dieser ihr so ungünstigen und unangenehmen Feierlichkeit seyn. Sie ging nach Paris zurück.

Als der König die Nachricht erhielt, daß die Königin zu Lyon angekommen sey, wo damals die Friedens-Unterhandlungen eingeleitet waren, *) verließ er sein Hauptquartier und begab sich mit Extrapost dahin. Er kam Nachts um 11 Uhr an und überraschte die Königin. **) Viele Damen waren nach Lyon gekommen, den Empfang und die Feierlichkeiten zu verherrlichen, unter andern auch die beiden Töchter

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 14.

**) Man sehe am Ende die Anmerkung 15.

des Connetables von Montmorency, wovon die Jüngere, die Herzogin von Ventadour, dem Herzoge von Ursins sehr wohl gefiel; doch da er nicht lange sich am Hofe aufhielt, vergaß er sie bald, wie auch die Königin. Auch die Herzöge von Guise und Epernon reihten sich unter die Zahl der Verehrer dieser schönen jungen Dame, und die beiden Nebenbuhler entzweieten sich so sehr, daß der König sich in's Mittel legen mußte, so geneigt er auch selbst war, ihre Gefühle zu theilen.

Der König bezeigte vor den Augen der Welt große Zufriedenheit mit seinem neu geschlossenen Bündnisse, obgleich dasselbe von einer großen Parthei in Frankreich getadelt wurde. *) Indessen verminderte seine Heirath nicht seine Anhänglichkeit für die Marquise

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 16.

von Verneuil, die durch eine Begeben=heit, die wir hier noch nachholen wol=len, da sie sich vor der Verheirathung des Königs zutrug, sehr vermehrt wurde.

Kurz vor der Abreise des Königs hatte man in der Küche desselben einen Mann aufgenommen, dessen Frau eine gewisse Nicole Mignon, die früher zu St. Denis eine Wirthschaft getrieben hatte, welche der König während des Kriegs selbst öfters besuchte, es unter=nehmen wollte, den König zu vergiften. Man glaubte, es sey auf Anstiften des Herzogs von Savoyen geschehen, der sich einen furchtbaren Feind aus dem Wege schaffen wollte.

Diese Frau hatte es dem Grafen von Soissons anvertraut, weil sie glaub=te, daß sie von ihm, als einem früher bekannten Feinde des Königs nichts zu befürchten haben werde; dieser schau=derte vor der Unthat und wollte sie

anzeigen, allein es würde zu spät gewesen seyn, denn als die Marquise mit dem Könige zu Nacht speiste, bemerkte sie in einer Speise, die sie dem Könige vorlegte, etwas Unreines. Sie setzte sie bei Seite, um sie ihrem Lieblingshunde zu geben, welcher auch davon nahm, aber gleich darauf die Folgen empfand und unter vielen Schmerzen starb. Die Marquise erschrack, man forschte nach und so kam die Sache an's Licht. Die Frau wurde dann lebendig verbrannt. Der König aber, der auf diese Weise der Marquise sein Leben verdankte, glaubte, daß sie sein Schutzengel sey und bezahlte ihr diesen Dienst mit seiner ganzen Zärtlichkeit. *)

Zur nämlichen Zeit erhielt der König auch durch einen Kapuziner aus Mailand, Namens Honorio, die Nach-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 17.

richt, daß ein Italiäner nach Paris gekommen wäre, ihn zu ermorden, und dieser wurde auch am Hofe selbst auf diese Mittheilung gefunden und fest genommen.

Mitten unter den Festlichkeiten zu Lyon sendete der König der Marquise täglich Kourriere und schrieb ihr zärtliche Briefe. Diese Beweise von Anhänglichkeit in einem Zeitpunkte, wo sie dies kaum erwarten konnte, schmeichelten sie so sehr und machten sie so stolz, daß sie sogar von der Königin mit sehr wenig Achtung sprach. Die Königin erfuhr dieses natürlich, (denn selten giebt es einen Hof, wo man es sich nicht zum Geschäft machte, dergleichen Dinge eiligst an den Mann zu bringen) wodurch sie sich auf's äußerste gekränkt und beleidigt fand. Bald nahm der ganze Hof Parthei, die Einen für die Königin, die Andern für die Frau von

Verneuil, und beide Partheien suchten sich Verdruß zu machen und den Rang abzugewinnen.

Die Königin blieb zu Lyon, der König reiste zur Armee. Der Friede wurde unterhandelt und abgeschlossen. Heinrich wollte schnell nach Paris zurück, allein er besann sich unter Wegs anders, schiffte sich zu Rouanne ein, ging auf der Loire hinab bis Briare und von dort mit der Post nach Fontainebleau. Von da schrieb er folgenden Brief an die Marquise, der einen kleinen Anstand, rücksichtlich des Herrn von Entragues, betraf.

„Meine theure Liebe. Ich habe gestern Abend bei Petits Rückkehr Ihren Brief erhalten. Mit Vergnügen empfange ich die Versicherung Ihrer fortdauernden Liebe, mit welcher Sie mich beehren. Ich sehe zugleich aus jenem die Verwunderung Ihres Vaters.

Er hat Recht, — denn sein Verfahren benimmt mir alle Lust, mit ihm zu unterhandeln. Sie melden mir, daß Sie hoffen er werde mich zufrieden stellen. Mit aufgehobenen Händen, meine theure Freundin, bitte ich Sie, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun haben möge. Wir beide können besser miteinander übereinkommen und können uns dann beide Glück dazu wünschen. Das Geld, ein Landgut zu kaufen, liegt bereit, es soll Ihnen an Nichts fehlen. Marschaumont wird in einer Stunde hier seyn; Fleury ist schon hier. Ich werde besser für Sie arbeiten als Nau; aber entzweien Sie mich nicht mit diesem Manne, der seit gestern nur darauf denkt, etwas zu ersinnen, um mich zu betrüben. Noch einmal bitte ich Sie fußfällig darum, richten Sie es so ein, daß unsere Stunden lediglich von uns beiden abhängen.

Bald werde ich, Sie sehen. Bis dahin lieben Sie mich stets als eine Person, die nur Sie liebt, und nur Sie allein immer lieben wird. Zur Betheurung dieser Wahrheit küsse ich den kleinen Jungen millionenmal.“

Der König reiste des andern Tages von Fontainebleau ab, speiste zu Ville neuve St. George zu Mittag und schlief zu Verneuil. Er war nur von vier Personen begleitet. Drei Tage nachher kam er nach Paris und wohnte bei Montglas im Kloster St. Nicolaus des Louvres. Er unterhielt sich da mit den Damen, fünf oder sechs Prinzen und seinen Günstlingen.

Die Königin reiste beinahe zu gleicher Zeit von Lyon ab; allein ihre Reise ging weit langsamer von statten. Unterwegs fand sie die Damen, die der König bestimmt hatte, ihren Hofstaat zu bilden.

Die Herzogin von Nemours sollte Unter-Intendantin, die Frau von Gueheville, die der König einmal geliebt hatte, Ehrendame, und die Frau von Richelieu Staatsdame werden. Die Königin wollte diese letztere nicht, weil sie diese Stelle für Eleonora Galigny, die später Cancini (nachher Marschall von Ankre) heirathete, aufbewahrt hatte. Fräulein Galigny that schon sehr lange Dienste bei der Königin, welche ihr diese Stelle als Belohnung versprochen hatte.

Die Sache blieb unentschieden, bis der König darüber bestimmte. Die Königin hatte, da der Ausspruch nicht nach ihrem Wunsche ausfiel, den größten Aerger darüber; sie fand sich empfindlich gekränkt und bekümmert. Dies wurde noch erhöht, als sie ihr ganzes Gefolge, wie es französische Sitte war, nach Italien zurück senden mußte.

Die Damen, die die Stellen jener einnahmen, empfanden dies sehr; sie mußten sehr viel ausstehen und sich manche üble Laune gefallen lassen. Mehrere derselben und vorüglich die Prinzeß von Guise, die die Marquise von Verneuil tödtlich haßte, gaben sich, um den Unwillen der Königin von sich abzuwenden, alle Mühe, dieselbe auf die Meinung zu bringen, daß dies Alles das Werk der Marquise sey, und besonders wußte die Prinzeß ihre Beschwerden und Klagen mit in die der Königin einfließen zu lassen, um dieser zu zeigen, welchen Antheil sie an diesem unangenehmen Falle und an ihrem Mißvergnügen nähme, wodurch sie sich sehr in ihrer Gunst festsetzte. Sie war die Einzige von ihren Damen, die sich eines freundlichen Blickes zu erfreuen hatte, indem sie die Uebrige Alle mit einer zurückstoßenden Kälte behandelte,

und doch durfte nach dem Willen des Königs keine ihre Stelle aufgeben; wodurch sie sich wahrhaft zwischen Hammer und Ambos befanden.

Der König ging der Königin bis Namours entgegen, führte sie nach Fontainebleau, woselbst sie fünf bis sechs Tage blieben und dann zusammen nach Paris kamen. Da der Louvre die Königin nicht aufnehmen konnte, so räumte man ihr das Hotel Gaudin ein. Der König wollte, daß die Marquise von Verneuil die Königin begrüßen sollte, und befahl der Herzogin von Nemours, sie abzuholen und sie vorzustellen. Die Frau von Nemours setzte dieser Auftrag in die peinlichste Verlegenheit. Sie mochte dem Könige so lange und so viel sie wollte, vorstellen, daß dies das unfehlbarste Mittel sey, die Gunst ihrer Gebieterin auf immer zu verscherzen; Heinrich wollte, daß seinem Befehle

gehorcht würde. Sie führte sie diesem Befehle gemäß zur Königin, die nicht wenig überrascht war, daß man ihr eine Person aufführte, die sie aus so gültigem Grunde zu hassen Ursache hatte. Auch empfing sie sie möglichst kalt; allein die Frau von Verneuil, von Natur frech, schien dies nicht zu bemerken; sie drängte sich im Gegentheile so sehr an sie, daß jene nicht ausweichen konnte, mit ihr zu sprechen, was aber mit vieler Geringschätzung geschah.

Niemand war dabei übler daran, als die Herzogin von Nemours; die Königin nahm es gar nicht gut auf, daß sie ihr die Marquise vorgestellt habe, und der König schob den schlechten Empfang derselben ganz auf ihre Rechnung. Man sieht, wie es gefährlich ist, in die Hofintriguen verwickelt zu werden, am meisten wenn die Liebe

mit dabei im Spiele ist. *) Doch kann man auch sehen, welche Verwandlungen öfters an Höfen vorgehen, wie schnell die Ansichten wechseln und wie es heute so, morgen so, steht. Der Eigennutz regiert Alles, er mag nun entspringen aus welcher Quelle er will. Er entzweit die Menschen, er vereinigt sie wieder, je nachdem sie sich wechselseitig stürzen wollen, oder sie sich einander bedürfen, um andere zu stürzen, oder einen Zweck zu erreichen, oder Etwas durchzusetzen, was dem Einen allein nicht gelingen kann.

Der Beleg liegt hier vor Augen, wenn man die Ursache betrachtet, warum die Königin und die Marquise bald nachher sich einander näherten und weshalb die Erste die Letztere minder ungünstig ansah.

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 18.

Eleonore Galigny hatte alle Mittel erschöpft, für sich die Stelle der Staatsdame zu erhalten, allein vergeblich; da ihr kein Ausweg übrig war, so versuchte sie es, zur Vermittelung der Marquise Zuflucht zu nehmen. Der Erfolg beweist, daß sie sich nicht verrechnet hatte, denn auf diesem Wege erhielt sie, was sie sonst nie erhalten haben würde; sie behielt ihre Stelle. Die Königin bewies durch ihr Benehmen, daß sie der Frau von Verneuil Dank wisse.

Der König war darüber entzückt und da er sah, daß die Königin nicht mehr so aufgebracht gegen Jene sey und es ihm ungelegen war, täglich zwei bis dreimal in's Hotel der Marquise zu gehen, so ließ er ihr eine prächtige Wohnung im Louvre herrichten, welche sie alsbald bezog.

Die Königin und die Marquise

befanden sich zu gleicher Zeit in der Hoffnung und der König theilte seine Sorgfalt zwischen beiden, aber angelegentlicher war er um die Marquise besorgt.

Eleonore machte dieser noch immer den Hof, denn sie bedurfte ihrer noch. Die Königin nahm es nicht übel auf. Concini wollte das Fräulein Galigny heirathen; allein man mußte die Einwilligung des Königs dazu haben. Eleonore war weder schön noch angenehm, auch deshalb bewarb sich Concini nicht um sie, er hoffte bloß durch sie sein Glück zu machen, denn ihn liebte weder der König, noch die Königin. Nur weil diese ihre Staatsdame liebte, begünstigte sie diese Heirath, allein sie wollte es doch nicht wagen, mit dem Könige darüber zu sprechen, weil sie sich keiner abschlägigen Antwort aussetzen wollte. Concini wollte

es zwar versuchen, es dem Könige vorzubringen, er wurde aber bald nach Hause geschickt. Nur die Marquise von Verneuil konnte so etwas unternehmen; da sie aber die Abneigung des Königs gegen beide Personen kannte, so entschloß sie sich schwer, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Als ihr jedoch Eleonore sagte, daß die Königin es wünschte, daß sie sie dadurch verbinden, und daß diese selbst mit ihr darüber sprechen würde, so versprach sie ernstlich daran zu arbeiten. Eleonore kam mit der blühendsten Hoffnung zur Königin und hinterbrachte ihr das Versprechen der Frau von Verneuil. Diese Fürstin war darüber sehr erfreut, sie ließ der Marquise tausend artige Dinge sagen, ließ sich täglich um ihr Befinden erkundigen, erhielt kein Geschenk, ohne es mit ihr zu theilen und behandelte sie, wie die Prinzeßen vom Geblüte.

Der König war darüber ganz außer sich vor Freude. Auch gab er die Bewilligung zur Heirath, so bald sie nur begehrt wurde, doch konnte diese nicht vor der Entbindung der Königin und der Marquise statt haben.

Man brauchte nicht lange darauf zu warten, denn die Königin kam zur Freude des Königs und des Königreichs bald nachher mit dem Dauphin in die Wochen. Er wurde zu Fontainebleau*) geboren und wurde, als Ludwig der Dreizehnte, Nachfolger seines Vaters. Gleichzeitig beinahe wurde die Marquise entbunden, und zwar auch von einem Sohne, der Heinrich von Bourbon genannt und später Herzog von Verneuil und Bischof von Metz wurde.

Bei der Geburt des Dauphins hatten, sowohl bei Hofe, als in der Pro-

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 19.

vinz, viele Feierlichkeiten statt; die Königin ordnete verschiedene Ballette an, auf welche man mehrere Monate studirte. Sie wollte, daß die Marquise darin tanzen sollte. Dies gute Einverständnis erfreute den König ausserordentlich und zur Vergeltung betrieb er selbst Concinis und Eleonorens Heirath und gab dem neuen Ehepaare kostbare Geschenke.

Der größte Theil des Winters und des nächsten Sommers ging in Vergnügungen dahin. Der König dachte auf nichts, als der geliebten Marquise Freude zu machen. Doch ereignete sich etwas, was bald die Einigkeit gestört hätte.

Die Marquise von Villars, eine Schwester der Herzogin von Beaufort, die aber keine andere eigentliche Reitze besaß, als ihre Jugend und sehr schöne Haare, hatte den König früher auf

eine kurze Zeit gefesselt. Sie klagte die Frau von Verneuil an, ihr diese Eroberung geraubt zu haben und war deshalb ihre bitterste Feindin. Diese Feindschaft wuchs in dem Grade, als die Anhänglichkeit des Königs für ihre Nebenbuhlerin zunahm, mit welcher ihre Eitelkeit wohl in die Schranken treten zu können sich schmeichelte.

Der Königin entging die Eifersucht der Marquise nicht; sie nährte sie und hoffte dabei Gelegenheit zu finden, auch ihre geheime Rache, die sie im Herzen trug, zu stillen, was ihr um so mehr erwünscht war, da ihre eigene Person nicht dabei in's Spiel kam und sie ganz schuldlos dabei erscheinen würde.

Niemand erfuhr etwas von dieser geheimen Verschwörung, denn selbst an Eleonoren, die vielleicht dieselbe hätte trennen können, und die noch immer

ihres Vortheils wegen zur Marquise sich neigte, sagte die Königin nichts, sie erfuhr auch nichts davon, obgleich Concini einige Muthmaßung hatte; allein er wollte sich durchaus nicht darin mischen, um sich nicht vielleicht unangenehme Händel zuzuziehen, indem man sehr leicht bei solchen Gelegenheiten in dergleichen verwickelt wird.

Die Herzogin von Villars, die sich von der Königin unterstützt sah und darauf hoffte, weidete sich schon im Stillen an dem Gedanken der Niederlage ihrer Feindin, die sie für unvermeidiich hielt, denn sie hatte Alles eingeleitet, was ihren Plan begünstigen sollte und wartete nur den glücklichen Augenblick ab, ihre Pfeile abzudrücken und loszubrechen.

Der Prinz von Joinville hatte nämlich einige Zeit vorher der Frau von Verneuil den Hof gemacht und

nicht ganz unglücklich. Er war im Besitze mehrerer sehr zärtlicher Briefe von ihr, in welchen selbst vom Könige ziemlich geringschätzig gesprochen wurde. Er wurde der Marquise untreu und wandte sich an die Frau von Villars, die seine Verhältnisse zur Frau von Verneuil kannte und ihn nur unter der Bedingung erhörte, daß er ihr die Briefe derselben aufopferte, was dieser auch ziemlich leichtsinnig that. Darauf war nun ihr Plan gebaut. Die Briefe waren kaum in ihren Händen, als sie triumphirend zur Königin lief und ihr dieselben zeigte. Diese nahm zwar Anfangs, da sie die Frau von Verneuil als eine sehr mächtige Feindin und listige Widersacherin kannte, Anstand, und war ungewiß, welchen Entschluß sie fassen und wie sie die Briefe an den Mann bringen sollte; allein, da die Königin sie aufmunterte, ihr ver-

sprach sie zu unterstützen, so ließ sie sich, selbst schon durch das eigne Gefühl und durch die lebhafte Sehnsucht angetrieben, ihre Rache zu befriedigen, leicht bewegen — selbst das Werkzeug zu seyn.

Man verabredete nun, was zu thun und überlegte, wie die Sache einzuleiten sey, worüber aber beide großes Stillschweigen beobachteten, weshalb die Damen, und besonders die Prinzeß von Guise, die die Frau von Villars bei der Königin eingeführt hatte, die innige Vertraulichkeit dieser beiden Damen, von welcher nichts laut wurde, nicht begreifen konnten. Sie hüteten sich aber wohl, vorzüglich dieser letztern, etwas zu sagen, welche gewiß nicht ihren Bruder zur Zielscheibe der Verfolgung der Marquise von Verneuil und des Unwillens des Königs hätte werden lassen.

Endlich hatte man sich entschloßen, die Sache zu unternehmen; die Herzogin von Villars wartete nur eine Gelegenheit ab, den König allein zu sprechen — und sie durfte nicht lange darauf harren. Sie traf ihn in einer Kirche, und nachdem er seine Andacht vollendet hatte, ging sie gerade auf ihn zu, sprach ihn an, und sagte ihm, daß sie ihm etwas Wichtiges zu eröffnen habe. Alle, die mit dem Könige waren, gingen sogleich hinaus und sie übergab, als sie allein mit ihm war, die Briefe der verhaßten Nebenbuhlerin. Sie könne, sagte sie bei dieser Gelegenheit, es nicht unterlassen, ihm diese Briefe zu überreichen, die ein Beweis der schwärzesten Bosheit und Treulosigkeit wären. Sie hege viel zu viel Hochachtung und Ehrfurcht für den König, als daß sie sich überwinden könne, zu verschweigen, wie seine Liebe belohnt,

und seine Anhänglichkeit mit solchem verrätherischen Undank vergolten werde. Je weniger sie es begreife, wie man einen Fürsten von solchen erhabenen Eigenschaften, den Helden der Zeit, dessen Würde und Heiligkeit der Person, sowohl seiner Geburt, als der Krone wegen, die er auf seinem Haupte trüge, die tiefste Ehrfurcht gebühre, so schändlich täuschen könne, desto mehr habe sie es für ihre Pflicht geachtet, den Schleier abzuziehen und dem Könige zu enthüllen, welche Schlange er im Busen nähre.

Die schönen gleißnerischen Worte der Herzogin im Zwiedunkel der Kapelle, nebst der schwimmenden Thräne im Auge, die der Antheil an dem König hervorzupressen schien, verfehlte die Wirkung bei Heinrich nicht. Er glaubte ihr und den Beweisen, die er in Händen hielt; er dankte der Herzogin tau-

sendmal und betheuerte ihr, daß er ewig des ihm von ihr geleisteten Dienstes eingedenk seyn werde.

Heinrich kehrte im vollen Unwillen und Zorn nach Hause, fertigte sogleich den Grafen von Lüde an die Marquise von Verneuil ab, um ihr ihre Treulosigkeit vorzuwerfen und ihr in seinem Namen zu sagen, daß er sie niemals mehr sehen wollte.

Diese war über diese sonderbare Botschaft sehr betroffen, da sie ihr sehr unerwartet kam; doch verlor sie den Kopf keineswegs, behielt volle Gegenwart des Geistes, und so gerne sie ihrem innern Gefühle Luft gemacht hätte, so verletzte sie die Schranken der Ehrfurcht nicht. Sie versetzte mit vieler Ruhe und Kaltblütigkeit:

„daß sie nichts gethan zu haben glaube, was dem Könige mißfällig „seyn könne; daß, da sie nicht

„einmal ahnen könne, woher die=
„se Ungnade käme, sie hoffe, daß
„die Zeit dies aufklären und ihre
„Unschuld an den Tag kommen
„werde, und sie hege die sichere
„Hoffnung, daß der Zeitpunkt kom=
„men werde, wo sie an den Fein=
„den, die sie in der Meinung des
„Königs gestürzt hätten, werde
„gerächt werden.“

Sie verabschiedete den Abgesandten dann ganz kalt und zog sich, den Zorn im Herzen, in ihr Kabinett zurück.

Sie sann hin und her, woher der Streich kommen möge, doch blieb sie in scheinbarer Ruhe und wußte noch nicht, welchen Entschluß sie fassen sollte, da sie noch nicht hell in der Sache sah.

Allein nach einigen Tagen war sie dem Zusammenhange auf der Spur. — Bellegarde hatte denselben entdeckt; er faßte den Entschluß, der angelegten

Mine zu begegnen und sie zu sprengen, nicht weil er die Marquise liebte, sondern mehr um der Prinzeß von Guise einen angenehmen Dienst zu erweisen, die die Schwester des Herzogs von Joinville war, für welche Beyde die Geschichte unangenehme Folgen hätte haben können. Er leitete die Sache auf diese Weise ein.

Der Herzog von Guise hatte einen Schreiber, der alle Handschriften auf's vollkommenste nachzumachen verstand. Die Marquise, der Prinz von Joinville und er selbst kamen mit einander überein zu sagen, daß man sich seiner bedient habe, um die Handschrift der Frau von Verneuil nachzumachen, daß die Frau von Villars, die jene tödtlich haße, darum gewußt habe.

Da die Sache solchergestalt eingeleitet war, so schickte die Marquise an den König, bat ihn, ihr zu gestatten,

daß sie sich rechtfertigen dürfe. Dieser hatte anfangs keine Lust dazu; er glaubte sie würde es nicht können und zitterte, sie schuldig finden zu müßen. Endlich, nachdem er es einige Zeit verschoben hatte, kam er, besuchte sie, und sie brachte solche einleuchtende Gründe, so viele Beweise ihrer Unschuld vor, sie sprach so rührend und so beredt, daß der König, der ohnehin sehr gerne ihre Unschuld glauben wollte, auch ganz davon überzeugt wurde.

Alles fiel auf die Urheber der Anklage zurück. Der Prinz von Joinville diente einige Jahre gegen die Türken, die Frau von Villars wurde auf eines ihrer Güter verwiesen und der Schreiber blieb fest gesetzt zum Lohn, seinem Herrn gut gedient zu haben.

Die Herzogin von Villars, die gehofft hatte, über ihre Feindin zu triumphiren, ihres Sieges sich schon für

scher hielt und sich schmeichelte, ihren gekränkten Stolz gerächt zu sehen, war in Verzweiflung, nicht nur auf so schimpfliche Weise vom Hofe verbannt zu werden, sondern auch noch einen Liebhaber an den Prinzen von Joinville zu verlieren, der sie zärtlich geliebt hatte.

Die Königin blieb bey dieser Gelegenheit nicht neutral, wie sie sich anfangs vorgenommen hatte; sie nahm sich lebhaft der Herzogin von Villars an und erklärte sich offen gegen die Marquise. Diese zahlte nach Kräften die Kränkungen, die sie von der Königin dulden mußte. Von der Zeit an fand keine Aussöhnung mehr statt und sie blieben stets auf sehr schlechtem Fuße mit einander.

Es war offenbarer Krieg; der ganze Hof mischte sich darin und die Partheien standen kämpfend gegen einander. Der König, zwischen Beiden, hatte das

übelste Loos, denn, da er auf keine Seite sich ganz hinneigte, so erhielt er Vorwürfe von Beiden und Beide verbitterten ihm das Leben. Er war zu schwach, weder die Marquise zu verlassen, noch die Königin in den Schranken zu halten; Ausbrüche seiner Heftigkeit machten die Sache nur schlimmer, denn da ging er gewöhnlich zu weit und dann veranlaßte sein gutes Herz, das wieder gut machen zu wollen, was er durch zu große Lebhaftigkeit verdorben hatte. Hätte sich aber auch die Königin etwas beruhigt, so ließen ihr Concini und seine Gattin Eleonore, beide die ränkesüchtigsten Menschen der Welt, keine Ruhe; ihre Einflüsterungen und Erzählungen verursachten stets neue Auftritte, die sich fast täglich wiederholten, und die Königin, anstatt dem Könige durch Sanftmuth, durch ihre Reize, durch liebreiches Zu-

vorkommen an sich zu ziehen, stieß ihn durch schlechte Laune, durch Vorwürfe, durch kleinliche, hervorgesuchte Wortdeutungen und Verdrehungen so sehr zurück, daß er sich immer mehr von ihr entfernte und mehrere Male geneigt war, zu sehr heftigen Entschlüßen zu kommen, was Sülly allein noch hintertrieb.

Diese Hofgeschichten und Zänkereyen wurden öfters ernsthafter behandelt, als die Staatsangelegenheiten, und es waren stets eben so viele Botschafter und Abgesandte unterwegs, als bei den wichtigsten diplomatischen Verhandlungen zweier feindselig gesinnten mächtigen Höfe.

Die Königin, die erfahren hatte, daß Frau von Verneuil ein Eheversprechen des Königs in Händen habe, drang in diesen, daß dieses zurückgenommen werde und bestand mit der größten Heftigkeit darauf. Der König versuchte es,

die Marquise dazu zu bewegen, anfangs mit Güte, dann mit Ernst. Sie verwarf es stolz, behandelte den König beinahe mit Verachtung, sprach mit Unanständigkeit von der Königin und erklärte ihm, daß er ihr wohl das Leben, aber nie ein Document rauben könne, dem sie ihre Ehre geopfert habe. Ihr gebühre es, an der Stelle der Tochter dieses großen Bankiers zu seyn und nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen sey seine Ehe ungültig.

Der König verließ sie sehr aufgebracht. Jetzt aber ließ sie den König sagen, sie sähe wohl, er liebe sie nicht mehr, es würde für beide Theile besser seyn, sich zu trennen; ihr verböte die Religion, künftig noch weitern Umgang mit ihm zu haben; sie verlange nur eine anständige Versorgung für sich und ihre Kinder und die Erlaubniß, außer Landes gehen zu dürfen.

Der König war augenblicklich da= zu geneigt — allein er kam von Fon= tainebleau nach Paris, besuchte sie wie= der und — weg war aller Entschluß, aller Unwille! Er war der Schuldige, er bat um Verzeihung, er beschwor sie, den Gedanken fahren zu lassen, aus dem Lande zu gehen.

Da indessen dergleichen Auftritte sich oft wiederholten; die Marquise öf= ters zurückstoßend war, so machte er während der Zeit dem Fräulein la Bour= daisiere den Hof, welche er indessen bald an den Grafen von Estainges verheira= thete. Länger und ernsthafter war sei= ne Verbindung mit Jakobine du Beuil, Gräfin von Moret, die im Hause des Prinzen von Condé erzogen worden war und von welcher wir noch mehr spre= chen werden.

Die Marquise, die diese Untreue bemerkte, lenkte, um nicht Alles zu ver=

lieren, geschickt ein. Sie zog den Kö-nig wieder an sich, der nirgends als bei ihr die lebhafte angenehme Unterhaltung fand; Niemand war so witzig, so munter; sie machte den König lachen und heiterte ihn auf, wenn er von den ernsten Staatsgeschäften ruhen wollte; er fand bei ihr diese angenehme und süße Geisteserholung, die von tausend anziehenden Gegenständen nur die Würze hervorsucht und das Ernsteste, in das lieblichste Gewand eingekleidet, in vielen Mannigfaltigkeiten, ohne durch Wiederholungen zu ermüden, darstellt.

Doch kam das Eheversprechen öfters zur Sprache; es wurde selbst in der Welt viel davon gesprochen, es erschienen viele Schriften dafür und selbst Geistliche nahmen Parthei für die Marquise.*) Am Ende gab sie dennoch

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 20.

nach; sie verkaufte es dem Könige für Zwanzig Tausend Thaler baares Geld und das Versprechen des Marschallstabs für ihren Vater, den Herrn von Entragues. *)

War der König bei ihr, so war er ihr ganz ergeben; war er aber abwesend, so vergaß er doch seine verändertiche Neigung nicht. Er hatte mehrere Liebschaften **) und er bestättigte in der That die Gedichte, die man über seine Liebesabentheuer machte, allein nach mehreren Abschweifungen kehrte er stets zur Marquise zurück.

Der Graf von Auvergne, Stiefbruder der Marquise, war schon mit in der Verschwörung Birons ***) verwikkelt gewesen, allein durch die Verwen-

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 21.

**) Man sehe am Ende die Anmerk. 22.

***) Man sehe am Ende die Anmerk. 23.

dung seiner Schwester und aus mehreren andern Gründen *) hatte der König nicht nur das ausgesprochene Todesurtheil zurückgenommen, sondern ihm auch sogleich die Freiheit wieder geschenkt.

Der König hatte Ursache dies zu bereuen, denn der Graf von Auvergne ließ sich in neue Verbindungen ein; Herr von Entragues war sein Gehülfe, die Marquise selbst war nicht uneingeweiht und die Sache kam so weit, daß alle, derer man habhaft werden konnte, verhaftet wurden.

Der Graf von Auvergne war bei einer Besichtigung einer Compagnie leichter Pferde (Chevauxlegers) von Vendome, wo er geglaubt hatte, sich ohne Gefahr einfinden zu können; der Herr von Entragues zu Malherbes. Ersterer wurde in die Bastille gesetzt, Letzterer

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 24.

in die Conciergerie und die Frau von Verneuil bekam ihren Arrest in dem Hause Audicour in der St. Pauls Strasse, wo sie durch den Ritter von Guet unter Aufsicht gehalten wurde.

Der König war über die Verwicklung seiner Geliebten in diese Angelegenheit sehr betroffen, aber auch sehr aufgebracht. Er sprach anfangs davon, sie nach der Strenge der Gesetze aburtheilen zu lassen und schickte Sülly zu ihr, sie zu vernehmen.

Frau von Verneuil spannte ihre Saiten hoch, sie wollte von nichts wissen; sie klagte den König ihrer Seits der Verrätherey gegen sie an und forderte wiederholt die Erlaubnis, sich aus dem Lande begeben zu dürfen. Sie habe lange schon Gewissensbiße über die Art, so mit dem König zu leben gefühlt, und sie wolle ihr Leben in Gottesfurcht und Ehrbarkeit beschließen.

Der Herzog von Sülly sagte ihr bittere Wahrheiten; er stellte ihr vor, wie sehr sie sich gegen ihren Herrn und König vergangen habe; wie frevelhaft es sey, die Achtung gegen die Königin so oft aus den Augen gesetzt zu haben; daß man ihre kleinen Liebeshändel genau kenne; daß es also mit der Gottesfurcht und Ehrbarkeit nicht so weit her sey, als sie es glauben machen wolle; daß der König endlich aller Ränke und Verdrüßlichkeiten müde würde. Sie aber erwiederte (sie kannte die Schwäche des Königs zu gut), daß sie gar nichts anders verlange, als die Erlaubnis, ausser Lands zu gehen.

Die Marquise konnte leicht pochen, da sie schon wußte, wie sie daran war. Alle ihre Vertraute bei dem Könige hatten ihr schon seine geheime Stimmung verrathen und er selbst hatte ihr schon deutlich zu verstehen geben lassen, dieß

dieser Arrest nur eine Form sey und sie keinen Augenblick beunruhigen dürfe, und ungeachtet er über sie aufgebracht war, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, ernstlich böse auf sie zu seyn. Eine solche Oberherrschaft hatte sie sich über ihn zu verschaffen gewußt!

Die Königin war, seit der scheinbaren Ungnade der Frau von Verneuil etwas ruhiger geworden; sie glaubte ihre Nebenbuhlerin vernichtet. Das ewige Hin- und Hertragen hatte eine Zeitlang aufgehört; die Marquise selbst, die sich sonst alle erdenkliche Mühe gab, die Uneinigkeiten zwischen den Herrschaften zu unterhalten, und die sonst, wenn der König sie besuchte, durch ihren beißenden, unterhaltenden Witz denselben auf Kosten der Königin, indem sie bald ihre Gebärden, ihre Haltung, ihre Sprache nachmachte, unterhielt, (was denn nicht ermangelt wurde gehörigen Ortes von

Andern wieder hinterbracht zu werden, und was natürlich die Königin nie verziehen und worüber sie oft in laute Klagen und Drohungen ausbrach,) fehlte, da der König sie eine Zeitlang nicht sah, die Gelegenheit, dieses Feuer anzuschüren; und so wurde die Ruhe auf einige Zeit scheinbar hergestellt, so daß der König, der sonst immer in der Presse war, wirklich leichter athmen konnte und wenigstens von dieser Seite einige Ruhe genoß.

Allein Heinrich fand, nach seinen eigenen Aeußerungen, das nicht im Umgange der Königin, was sein Herz wünschte. Ihre Kälte stieß ihn zurück, ihr Ernst machte ihn Langeweile und oft sagte er, „wenn ich nicht meine Nichte von Guise in den Zimmern der Königin fände, die durch ihre Munterkeit und Laune mich lachen machte, so würde ich im Louvre ganz verlassen

seyn, *) — diese ist meine einzige Zuflucht. Deßhalb besuchte er die Marquise von Verneuil wieder, und zwar so heimlich, daß es zimmlich lange anstand, ehe die Königin etwas davon erfuhr, bis endlich die dem Könige so verhaßte Galigny auf die Spur kam und es der Königin auf eine boshafte Weise hinterbrachte. Jetzt brach ihre Wuth erneut los; ihr Zorn ging so weit, daß sie allen Damen, die die Frau von Verneuil besuchten, den Eintritt in ihr Kabinett untersagte. Sie that Alles, was eine eifersüchtige, gereitzte Frau thun konnte und sie bediente sich, die Pillen und Pulver ihres Landes ausgenommen, aller Mittel, die ihr zu Gebote standen, die Marquise zu verderben, und ihren eignen Gemahl zu kränken. Man behauptete sogar, sie

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 25.

habe wieder vergolten und der Marschall von Ankre habe sie theilweise über ihren Kummer getröstet. Trotz dem tanzte man, machte Maskenzüge und vergnügte sich auf alle mögliche Art, dem Anscheine nach, oft den Verdruß im Herzen.

Um diesen neuen gewaltigen Sturm vorüber gehen zu lassen und die Königin etwas zu besänftigen, beraubte der König sich wirklich auf einige Zeit des Vergnügens, die Marquise zu besuchen; da er aber durchaus nicht müssig seyn konnte, machte er in der Zwischenzeit Katharinen von Lothringen, Tochter des Herzogs von Maine und Gemahlin des Herzogs Karl von Nevers den Hof, einer Fürstin, deren Schönheit eben so anerkannt war, als ihre Tugend; sie achtete sehr seine Person, allein er konnte ihr nicht die mindeste Gefälligkeit abgewinnen. Der König

benützte mehrere Hoffeste und die Taufe der neugebornen Prinzeß, um sie am Hofe zurück zu halten, was sie nicht wohl vermeiden konnte, da der Dauphin und diese Prinzeß *) leibliche Geschwister-Kinder von der Herzogin von Mantua und Nevers waren. Der König suchte sorgfältig die Gelegenheit auf, die Herzogin allein zu sprechen; die Herzogin vermied diese eben so sorgfältig, aber, so sehr sie auf der Hut war, konnte sie doch nicht immer ausweichen, da man gegen einen Liebhaber von solcher Wichtigkeit sich doch höflich und anständig benehmen mußte.

Der König glaubte, er werde alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, wenn er den Herzog entfernte und schickte ihn deshalb als ausserordentlichen Botschafter nach Rom, allein die Her-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 26.

zogin wollte ihren Gemahl begleiten und er konnte sie durchaus nicht zurückhalten.

Während dieser Zeit wurde der Prozeß der Verschwörung lebhaft fortgesetzt. Die Königin, die in denselben das Mittel zu erblicken glaubte, ihre Geguerin zu stürzen, verwendete sich sehr für die Betreibung desselben und wollte, daß mit der größten Strenge verfahren werde. Der König that auch desgleichen, um die Königin zu befriedigen, indessen war es ihm doch gar nicht darum zu thun, seine Geliebte zu entehren, obgleich es ihm lieb gewesen wäre, wenn er diesen stolzen Sinn hätte etwas beugen können; deshalb wollte er ihr zeigen, daß es in seiner Macht stände und er war nicht entgegen, daß das Urtheil gefällt würde, welches man aber im Geheimen der Marquise mittheilte, nach welchem ihr Vater und ihr Bruder den Kopf verlieren, sie aber

lebenslänglich in ein Kloster eingesperrt werden sollte. Allein er irrte sichse hr — dieser stolze Sinn war nicht zu beugen. Sie kannte den König zu gut und er war am Ende froh, daß sie ihn nur wieder gütig aufnahm, denn sie hatte ihn lange von ihrem Umgange zurückgehalten, weil sie ihre Gewissensbiße und das Verbot ihres Beichtvaters vorschützte; und wenn man sie zusammen sah, so mußte man glauben, Sie sey die Beleidigte und Er der reuevolle Sünder.

Das Parlament drang auf Vollzug des Urtheils; der König aber verschob es von einer Zeit zur andern. Endlich wurde der Herr von Entragues entlassen, der Graf von Auvergne auf eine Reihe von Jahren in die Bastille gesperrt; die Marquise zog sich nach ihrem Schloß Verneuil zurück, wo, nachdem nach sieben Monaten keine weite-

ren Beweise gegen sie gefunden wur-
den (wer hätte sich auch das Geschäft
machen mögen, welche aufzusuchen?—),
sie gänzlich freigesprochen und dem Ge-
neralprocurator aufgetragen wurde, alle
weitern Nachforschungen einzustellen.

Die Königin, die über das gefäll-
te Urtheil sehr erfreut war, war es gar
nicht über das Resultat; im Gegentheil
fand sie sich sehr gedemüthigt, indem
offenbar die Marquise einen so glänzen-
den Sieg davon getragen hatte, wor-
aus man ihren Einfluß auf den König
abnehmen konnte. Dies erhöhte ihren
Zorn und steigerte ihr inneres Gefühl
auf einen so hohen Grad, daß sie dem
Könige mehr Verdruß machte, als je.

Die Marquise freute sich ihres
Triumphes, doch lebte sie stille zu Ver-
neuil; der König theilte seine Zeit zwi-
schen ihr und der Frau von Moret, al-
lein er kehrte immer mit erneuerter An-

Hänglichkeit zur Marquise zurück, denn nirgends fand er die angenehme Unterhaltung für Herz und Geist, die wir schon geschildert haben, als bei ihr.

Um diese Zeit kam auch Margaretha von Valois wieder nach Paris. Der König hatte viele Höflichkeit für sie. Sie, ihrer Seits, lebte ihr altes Leben; bei ihrem kleinen Hofe, wo ein sonderbares Gemisch von Ueppigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Andacht bis zur Uebertreibung herrschte, war, je nachdem einer dieser Gegenstände gerade an der Tagesordnung sich befand, ein beständiger Wechsel. Man fand die Gemächer, die heute Zeugen der durchdachtesten, verfeinertsten Wollust waren, morgen in ein Bethaus verwandelt, wo man nur Mönchen und frommen Andächtigen begegnete.

Doch lebte sie für sich; sie mischte sich in Nichts; sie ließ den König

in Ruhe und war auch in ihren Forderungen sehr mäßig und bescheiden. *

Wir müßen hier eine Anekdote einschalten, um zu zeigen, wie oft eine sehr ernste Sache aus an sich selbst unwichtigen Dingen gemacht werden kann.

Der König war an der Gränze und bereiste einige Provinzen. Die Frau von Verneuil und die Gräfin Moret, die damals beide am Brette waren, blieben zurück. Jede dieser beiden Damen entschädigte sich auch für die Untreue, die der König sich wechselseitig gegen Beide zu Schulden kommen ließ. Die Eine wurde vom Herzoge von Guise, die Andere vom Prinzen von Joinville, der wieder zurückgekommen war, und den sie trotz seines Leichtsinns wieder zu Gnaden aufgenommen

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 27.

hatte, verehrt, weshalb sie die Untreue des Königs geduldig ertrugen.

Heinrich war auf der Rückreise; er erfuhr unter Wegs den Unfall, der Margarethen betroffen hatte, ihren Lieb=ling, Jülien, zu verlieren und schickte Bassompiere ab, ihr seine Beileidsver=sicherung zu bringen; zugleich gab er ihm Briefe für seine beiden Geliebten mit.

Bassompiere kam zuerst zur Mar=quise von Verneuil, weil er in ihre Schwester, Fräulein von Entragues, die bei ihr wohnte, sterblich verliebt war, und da man für den Gegenstand, den man liebt, selten etwas geheim hält, so war er unvorsichtig genug, dem Fräu=lein von Entragues zu sagen, daß er auch einen Brief für die Gräfin Mo=ret habe. Diese sagte es ihrer Schwe=ster und die Marquise neugierig, (des=sen man alle Frauenzimmer beschuldigt)

wollte diesen sehen und trug ihrer Schwester auf, ihn sich von Bassompiere geben zu lassen.

Dieser kam in große Verlegenheit, er verwünschte seine Unvorsichtigkeit, allein er konnte der Geliebten nichts abschlagen, ihr Zorn war ihm zu schrecklich und — er verrieth seinen Herrn, um die Geliebte zu befriedigen.

Die Marquise las ihn, gab ihm denselben wieder und zugleich den Rath, er möchte nur ein Petschaft, wie das des Königs machen lassen, um den Brief wieder zuzusiegeln.

Bassompiere hielt dies auch für das einfachste Mittel; er schickte des andern Tages zu einen Petschaftstecher, um ein ähnliches verfertigen zu lassen. Aber, wie bisweilen das Schicksal seine Launen hat, ging der, dem er diesen Auftrag gab, zu denjenigen, der das Wappen des Königs gestochen hat-

ke. Dieser sah die Sache für wichtiger an, als sie es in der That war; er verlangte den Brief, um das Siegel genauer zu prüfen und da er sich überzeugt hatte, daß es dasselbe sey, warf er sich sogleich auf den Menschen, um ihn festzuhalten. Der Bediente stärker als der Stecher, machte sich aber, indem er Hut und Mantel im Stich ließ, los, und lief eiligst nach Hause zu seinem Herrn, der nicht minder erstaunt über diese Begebenheit war, als der Diener.

Nachdem er überlegt hatte, was er thun wolle, faßte er kurz den Entschluß zur Frau von Moret zu gehen. Er sagte ihr, er habe einen Brief von einer guten Freundin erhalten, den er verhindert gewesen sey, sogleich zu lesen, nachher habe er zufällig beide Briefe verwechselt und den ihrigen erbrochen. Dieser Zufall sey ihm sehr unangenehm

gewesen; er habe gefürchtet sie möge glauben, dies sey nur eine Ausrede und die Neugierde habe ihn bewogen, den Brief des Königs zu erbrechen; er habe also, diesem Verdachte vorbeugen, sich ein Petschaft machen lassen und den Brief wieder in gehörigen Zustand setzen wollen. Allein, der Zufall habe es anders geleitet: er erzählte ihr nun die Geschichte mit dem Petschaftstecher und seinem Kammerdiener und bat sie, zu jenem zu schicken und ihren Brief daselbst abholen zu lassen.

Die Gräfin, der gerade nicht sehr viel daran lag, unterhielt diese Geschichte, sie lachte mit Bassompiere darüber. Sie sandte sogleich zu Turpin, so hieß jener Mann, und ließ ihren Brief abfordern. Dieser ließ antworten, daß er ihn nicht mehr besäße und ihn bereits dem Polizey-Präsidenten Sequire geschickt habe.

Dieser Mann war für sehr rauh und kleinlich pünktlich bekannt; weder die Gräfin, noch Bassompiere kannten ihn und sie mußten auf etwas anders denken, um aus dieser Verlegenheit zu kommen. Sie hielten es für das Beste, sich an die Frau von Lomenie zu wenden, deren Gatte geheimer Sekretair des Königs war, um entweder durch diesen den Brief vom Präsidenten zurück zu erhalten, oder die Sache dem Könige auf eine solche Art beizubringen, daß sie Bassompiere keinen Verdruß verursachte.

Sogleich verließ, nach gefaßtem Entschluße, der Marschall die Gräfin und begab sich eilends zur Frau von Lomenie, die er mit Schreiben beschäftigt fand. Sie bat ihn, einen Augenblick Gedult zu haben, indem sie ihrem Manne Gegenstände von großer Wichtigkeit zu schreiben habe. Er fragte

sie, was denn so Wichtiges vorgefallen sey? und er bäte sie, ihm nur eine kurze Zeit Gehör zu schenken.

Diese Dame erwiederte, daß sie so eben erfahren habe, daß man das Petschaft des Königs habe wollen nachmachen lassen, daß zwar der, der den Brief in Händen gehabt habe, entwichen sey, allein daß man seinen Hut und Mantel habe; sie schreibe gerade ihrem Gatten, damit er vom Könige erfahren möge, an wen dieser Brief gerichtet gewesen sey, damit man dann dem Thäter auf die Spur kommen könne. Sie machte diese Sache sehr wichtig und sagte, sie wolle gerne zweihundert Louisd'ors darum geben, wenn sie die Sache entdecken könne.

Bassompiere konnte sich, obgleich ihn diese Sache sehr nahe anging, des Lachens nicht enthalten, da er sah, welches Gewicht man auf diesen gering-

fügigen Gegenstand legte und versprach ihr die Aufklärung um einem billigern Preis. Dann erzählte er ihr die Sache, wie er sie der Gräfin Moret erzählt hatte und die Frau von Lomenie, die mit Bassompiere sehr gut, und auch ein vertrauter Freund ihres Mannes war, lachte selbst herzlich und versprach ihm, die Sache zu unterdrücken, wenn er selbst nach Villiers Cotterets, wo der König ankommen sollte, gehen wolle, um Herrn von Lomenie ihren Brief im Bezug dieser Angelegenheit zu bringen. Bassompiere war dazu bereit, er holte die Antwort der Marquise von Verneuil und die der Gräfin Moret, auf einen Brief den sie nie erhalten hatte, ab und reiste nach Villiers Cotterets, woselbst der König schon angekommen war.

Später erzählte die Gräfin dem Könige die ganze Sache, worüber der-

selbe nicht wenig lachte und den Marschall oft mit der Unruhe neckte, die diese Angelegenheit ihn verursacht hatte.

Obgleich die Ruhe von Außen zimmlich hergestellt war, so keimte ein gewisser unruhiger Geist doch stets im Innern. Dieser wurde hauptsächlich durch Spanischen Einfluß geweckt. Diese Monarchie sah mit Neid die Macht Heinrichs wachsen, sie blickte mit Unmuth auf diesen Nachbarstaat, der sich täglich zu vergrößern und ihr furchtbar zu werden schien. Aber nicht allein der immer blühender werdende Zustand Frankreichs war es, der seine Machinationen in Bewegung setzte, nein, es war auch die Persönlichkeit Heinrichs, gegen welche ihr Unmuth gerichtet war. Bei allen Verschwörungen, die angezettelt wurden, hatte Spanien gewiß stets die erste Hand im Spiele und bei allen Versuchen gegen das Leben

des Königs, bemerkte man allezeit Spanischen Einfluß im Hintergrunde. Gerne hätte er dieses Reich angegriffen und dessen Macht gebrochen, auch seinem eigenen Herzen gefolgt, das mit Vergnügen sich, der ihm persönlich angethanen Unbilden wegen, gerächt hätte; allein, obgleich Frankreich seine Wunden, die die langen Kriege und Zerstörungen ihm geschlagen hatten, anfingen zu heilen, so waren diese denn doch lange nicht so vernarbt, daß man beginnen konnte, neue zu schlagen. Die Kassen des Landes waren noch nicht hinlänglich gefüllt, und so viel Heinrich und Süllly für die Staatswirthschaft thaten, daß man Beiden oft Härte und Geiz vorwarf, so bedurfte der Erstere vieles Geld, da er viel baute, großen Aufwand machte und seine Liebschaften ihm schwere Summen kosteten. Auch die Großen seines Reichs verspielten und

verschwendeten, nach seinem Beispiele, große Summen, und man sagte öfters: der König gehe nur deshalb mit solchen Beispielen vor, damit jene sich in tollen Ausgaben erschöpften und dann nicht darauf denken könnten, Meutereien anzufangen. *)

Der König wohnte mit der Königin zu Saint Germain; mit ihm waren der Prinz von Condi, die Herzöge von Montpensier und Vendome. Eines Tages kehrten sie von Paris zurück. Damals war zu Neuilly noch keine Brücke über die Seine, die man auf einer Fähre überfahren mußte. Alle saßen im Wagen des Königs. Als man in die Fähre hineinfuhr, wurde eines der Pferde scheu, es sprang ins Wasser, zog den Wagen nach, der sehr in die Tiefe gerieth. Die Herren vom

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 28.

Hofe sprangen in's Wasser und retteten den König. Die Königin aber konnte nur mit vieler Mühe heraus gezogen werden. Ein gewisser la Chataignerie brachte sie heraus; (er wurde später mit einem Regimente leichter Reiter belohnt.) Man machte, wie es bei dergleichen Dingen hergeht, tausend Geschichten aus dieser Sache, wovon die eine weniger wahr, als die andere war. Man machte Verse, Caricaturen, theatralische Vorstellungen, alles dieser Begebenheit zu Ehren. Auch die Marquise ließ ihrer bösen Zunge Lauf, und als der König sie zum erstenmal nach diesem Ereignisse besuchte, sagte sie ihm, wenn sie dabey gewesen wäre, würde sie, wenn sie den König gerettet gesehen hätte, gerufen haben: die Königin trinkt! (la reine boit) *) Dieser Scherz

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 29.

wurde alsogleich der Königin hinterbracht und wurde der Stoff eines langen Zwistes zwischen den König und seiner Gemahlin, die ihn, weil er die Marquise auf diese Rede nicht sogleich beungnadigt hatte, durch mehrere Wochen gar nicht vor ließ und nirgends erschien, wo der König gegenwärtig war. Mit vieler Mühe wurde sie besänftigt und beruhigt, doch auf's Neue wurde ihr Zorn geweckt, als sie ein Ballet vorschlug, wo sie mittanzen wollte. Der König aber wünschte, daß die Gräfin Moret dabei seyn sollte, weßhalb aus der ganzen Sache nichts wurde.

Aber diese Gräfin fiel bald darauf in Ungnade, ungeachtet sie dem Königs erst kurz einen Sohn geboren hatte, der als Anton von Bourbon, Graf von Moret unter Montmorency in der Schlacht von Castelnaudari blieb. Sie hatte sich nämlich in einen Liebeshandel mit dem

Prinzen von Joinville, der von seiner Liebe zur Frau von Verneuil zurückgekommen war, eingelassen; denn sie war nichts weniger, als grausam. Unglücklicher Weise bekam der König hiervon Nachricht. Dieser machte der Gräfin heftige Vorwürfe und zwar in sehr starken Ausdrücken. Die Gräfin überwiesen, konnte keine andere Entschuldigung vorbringen, als die, der Prinz habe ihr die Ehe versprochen. Der König der viele neuere Ursachen hatte, mit dem Prinzen von Joinville unzufrieden zu seyn, der Unbesonnenheiten auf Unbesonnenheiten häufte, der aber mehr den Schein, um sich wichtig zu machen, auf sich lud, als in der That daran war und dessen Verschwörungen nur in Worten, nie in der Wirklichkeit bestanden, wollte dieser Sache ein Ende machen. Er ließ seine Mutter, die Herzogin von Guise, und seinen Bru-

der, den Herzog rufen, nahm sie Bei-
de in's Kabinett und beklagte sich über das unbesonnene Betragen des Herzogs von Joinville. Er sagte ihnen, daß er ihn als Kind behandle, sonst würde er ihn ernstlich bestrafen, allein ihnen übergäbe er ihn und sie sollten machen, daß er nicht wiederholt in solche Fehler zurück falle. Was seine Verbindung mit der Gräfin Moret anbelange, so solle er seine Frechheit, sich mit ihr eingelassen zu haben, nur wieder gut machen und sie heirathen; dagegen habe er nichts, allein wenn man seiner Geliebten zu gefallen suche und ihr den Hof mache, ohne jene Absicht zu haben, so wäre das sehr strafbar und er würde ihn zu bestrafen wissen, was er schon gethan haben würde, wenn er nicht auf die Verwandschaft Rücksicht genommen hätte. *)

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung. 30.

Die Herzogin, die sehr stolz war, war mit dieser Heirath nicht einverstanden und ungeachtet sie dem Könige für seine Nachsicht gegen ihren Sohn dankte, waren ihre Aeußerungen doch etwas spitzig, worüber der König empfindlich wurde und befahl, ihren Sohn fest zu halten; allein dieser erfuhr es, er ging abermals auffer Landes und zwar, trotz aller Bemühungen seiner Verwandte, des Königs Zorn zu besänftigen, durfte er nicht mehr zurückkehren. Erst nach dessen Tode kam er wieder nach Frankreich.

Aber auch der Gräfin von Moret verzieh es der König nicht; sie erhielt ihren förmlichen Abschied, der König tröstete sich, und warf seine Augen auf die schöne Herzogin von Montpensier, die erst kurz Wittwe geworden war. Er hatte ein eignes Geschick Alles aufzufinden, was schön und reizend war,

und es gab Menschen an seinem Hofe, die es sich zum Geschäft machten, da sie die Lieblingsneigung ihres Herrn kannten, ihn auf jede Schönheit aufmerksam zu machen und ihm diejenigen zu verrathen, die er nicht kannte.

Die Herzogin wohnte auf dem Lande. Er sah sich ihren Gutsnachbaren, den Grafen von Cramail dazu aus, ihr die ersten Anträge zu machen.

Der Graf, ein hübscher wohlgestalteter Mann, der Geist und Verstand hatte, übernahm sehr gerne diesen Auftrag. Er selbst hatte Wohlgefallen an seiner schönen Nachbarin, und er dachte auf eine oder die andere Weise davon Nutzen zu ziehen.

Allein er bemerkte gleich anfangs, daß die Herzogin in gar nichts sich einzulassen gesonnen war, und daß sie auf Ehre und Tugend hielt. Er war zu klug, um weitere Versuche zu machen

und beschränkte sich, um doch den Kö-nig einiger Massen zufrieden zu stellen, darauf, sie zu bereden, den Hof zu besuchen.

Der König gewann jedoch nichts dadurch, denn seine Bemühungen waren vergeblich.

Da die Damen bisweilen ihre eigenen Ansichten haben, so kam auch die Marquise auf den Gedanken, den König von seiner Flatterhaftigkeit zu heilen, wenn sie ihn selbst eifersüchtig machte. Sie sprengte also das Gerücht aus, daß der Herzog von Guise sie heirathen wolle und man sprach viel davon, ohne daß der Herzog nur daran dachte, der im Gegentheil in Fräulein von Entragues, ihre Schwester, verliebt war.

Bassompiere aber war der begünstigte Liebhaber dieser Dame; diese wohnte in der Strasse la Coutellerie, in

welcher Feuer durch einen Unbekannten ein Haus hatte miethen lassen, wo man im dritten Stock durch eine geheime Thüre in das, wo Fräulein Entragues wohnte, kommen konnte und wo er beinahe alle Nächte mit ihr zubrachte.

Der König war nach dem Wunsche der Marquise in der That eifersüchtig geworden und da man ihm sagte, daß man alle Nächte einen Mann bei der Frau von Entragues hineingehen sähe, so glaubte man bestimmt, daß dies niemand anders seyn könnte, als der Herzog von Guise, der seine Ungetreue besuche.

Durch ein Gespräch mit dem Herzoge von Guise wollte er sich gleich Licht verschaffen und bemerkte bei dem ersten Worte aus dessen Verwunderung, daß nichts an dieser Sage sey, im Gegentheil, er wurde von dessen Unschuld in dieser Sache so überzeugt, daß er

ihm selbst auftrug, aufzulauern und die nächtlichen Besuche auszukundschaften.

Noch an demselben Abende stellte der Herzog Leute auf, denn ihn selbst plagte die Eifersucht, weil er argwöhnte, die Besuche könnten eben so gut Fräulein von Entragues, als der Frau von Verneuil gelten.

In der That kam auch Bassompiere und ging seinen gewöhnlichen Weg. Allein die Dunkelheit der Nacht und ein großer Mantel, in welchen er gehüllt war, verhinderten, daß man ihn erkennen konnte. Alles, was sie bemerken konnten, war der heilige Geistorden auf dem Mantel, den er von Bellegarde geborgt hatte, bei dem er zu Nacht speiste, um sich vor einem starken Gußregen zu schützen, der gerade herabfiel, als er von Jenem wegging.

Die Aufpasser sagten dem Herzoge, daß sie einen jungen Mann hätten

zur Hinterthüre hinein gehen sehen. Jener, um sich Gewißheit zu verschaffen, da der Bericht jener Leute ihm dunkel war, schickte einen seiner eigenen Diener hin, um beim Herausgehen den beglückten Nebenbuhler zu erkennen.

Als Bassompiere heraustrat, bemerkte er, daß man ihn beobachtete. Er verhüllte sich also, wie er konnte und es gelang ihm so gut, daß der andere Abgeschickte nicht mehr zu sagen wußte, als der Erste.

Der Herzog dachte lange nach, endlich glaubte er, des heiligen Geist Ordens wegen, es könne niemand anders seyn, als Bellegarde. Bassompiere setzte sogleich Fräulein von Entragues in Kenntnis vom Vorgefallenen, damit sie auf alle Fragen gefaßt sey und dem Herzog von Guise gehörig antworten könne.

Dieser aber, von seiner Eifersucht gepeinigt, wollte seiner Sache sicher seyn. Er ging also mit dem frühesten Morgen zu Bellegarde. Zufällig hatte dieser die Nacht sehr heftige Zahnschmerzen und ruhte, weshalb man dem Herzoge sagte, daß man ihn nicht stören dürfe. Dieser aber legte es anders aus, er glaubte, die schlaflose Nacht habe ihn ermüdet und er wolle sich darum erholen. Das Ungewiße wurde ihm nun gewiß, sein Argwohn wurde bestättigt, seine Eifersucht erreichte den höchsten Grad. Die Unruhe trieb ihn herum und auch zu Bassompiere.

Dieser war noch zu Bette. Er stand aber auf und empfing ihn im Schlafrocke. Ihm wollte er sein Herz ausleeren.

Bassompiere überraschte ein so früher Besuch seines Nebenbuhlers; er erwartete nichts Gutes davon, denn er

glaubte sich erkannt und machte sich auf einen unangenehmen Auftritt gefaßt, allein er war sogleich beruhigt, als der Herzog die ersten Worte gesprochen hatte.

Was werden Sie sagen, sagte der Herzog, wenn ich Ihnen sage, daß der Herr Oberstallmeister besser bei Fräulein von Entragues angeschrieben steht, als wir Beide, daß er beinahe alle Nächte bei ihr zubringt?

Ich würde sagen, erwiederte Bassompiere frostig, daß es ein Mährchen sey; ich weiß zu gut, daß Beide sich gar nicht lieben.

Wie leicht, versetzte der Herzog, glaubt man, was man gerne glaubt. Lange gieng es mir auch so, lange täuschte ich mich; allein nun habe ich die Ueberzeugung. Sie sollen wissen, daß ich meiner Sache sicher bin, diese Nacht sah man ihn hineingehen, er

brachte die ganze Nacht in ihrem Hau=
se zu und kam erst um vier Uhr Mor=
gens wieder heraus.

Er verbarg sich gar nicht und es war ihm nicht daran gelegen, sein Glück geheim zu halten, dann meine Leute erkannten seinen Mantel und den Stern seines Ordens, den er sich nicht einmal die Mühe gab, herabzunehmen.

Bassompiere stellte sich sehr er=
staunt, sie gingen beide großen Schrit=
tes im Zimmer auf und ab und unter=
hielten sich vom vermeinten Glücke des Nebenbuhlers, da bemerkte der Erstere auf einmal den Mantel, der ihn un=
kenntlich gemacht hatte. Er lag noch auf dem Lehnstuhle und, da das Kreuz ganz hervorblickte, so fürchtete er, die=
ser unwiderrufliche Zeuge seines Geheim=
nißes möchte ihn verrathen; er setzte sich deshalb schnell darauf. Der Her=
zog, der noch nichts bemerkt hatte,

wollte ihn bereden, mit ihm auf und ab zu gehen, allein er entschuldigte sich geschickt und blieb sitzen, bis ein Bedienter, der vielleicht das Geheimnis wußte und zugehört hatte, kam und im Augenblick, wo der Herzog den Rücken kehrte, schnell den Mantel wegtrug, der an ihm hätte zum Verräther werden können.

Bassompiere that, als sey er sehr erstaunt und schimpfte im Allgemeinen über den Leichtsinn des weiblichen Geschlechts, zog auf Fräulein von Entragues los, nannte sie ein wahres Chamäleon, so sehr er im Innern über die drollige Begebenheit lachte.

Kaum war der Herzog fort, so benachrichtigte er Fräulein von Entragues vom Irrthume des Herzogs; diese Schöne war gewandt und listig, sie nahm sich vor, den Herzog zu täuschen und ihn in seinem Irrwahne zu lassen,

Bayerische Staatsbibliothek München

ja denselben noch sogar zu bestättigen. Wo sie nur konnte, gab sie, so daß es der Herzog bemerken konnte, dem Herzoge von Bellegarde heimliche Zeichen, worüber jener mit ihm scherzte und dieser, dem es Vergnügen machte, ihn in seinem Irrthume zu erhalten, nur oberflächlich und mystisch antwortete.

Bassompiere und das Fräulein von Entragues waren darüber sehr vergnügt, sie verheimlichten auf diese Weise ihr Spiel und entgingen den Nachforschungen des Königs und des Herzogs von Guise, indem deren Aufmerksamkeit stets auf Bellegarde gerichtet war.

Endlich benachrichtigte der König die Frau von Entragues vom Umgang ihrer Tochter mit dem Oberstallmeister und diese beobachtete sie nun näher; und als sie eines Morgens bemerkte, daß ihr Bette leer sey, so dachte sie wohl, was die Ursache seyn könne. —

Sie schlich sich durch die Zimmer in die Kleiderkammer und sah da die Thüre offen, die zu der verborgenen Treppe führte, bei deren Erblickung sie laut aufschrie, worauf ihre Tochter, ihre Stimme erkennend, erschrocken schnell herbei kam. Sie empfing sie mit einigen unsanften Ohrfeigen und als der erste Zorn sich gelegt hatte, ließ sie die heimliche Thüre einsprengen, die Bassompiere schnell verschlossen hatte, um Zeit zu gewinnen sich anzukleiden. Als die Thüre offen war, eilte sie sogleich hinauf bis in den dritten Stock, wo sie nicht wenig erstaunt war, ein so prächtig möblirtes Zimmer zu finden — allein es war leer und, so viel Mühe sie sich gab, konnte sie Niemand finden. Dies störte freilich auf einige Zeit die Zusammenkünfte der Liebenden, doch fanden sie bald andere Mittel und Wege. Die Liebe ist sehr erfinderisch,

und das Geheimnis in der Liebe erhöht ihren Reiz.

Dieses Ereignis heilte den König von seiner Eifersucht gänzlich und klärte die Verhältnisse auf. Das seinige zur Marquise wurde dennoch nicht angenehmer; er liebte diese Frau leidenschaftlich und sie lohnte ihn zum Danke mit Launen, mit Ränken, beinahe mit Mißhandlungen. Sie drohte ihm stets, sich von ihm zu trennen, ihre Habsucht war nicht zu befriedigen und täglich hatte er neue Auftritte mit ihr. Noch lebhafter und hitziger waren die mit der Königin. Diese, beständig angeeifert von Concini und seiner Gattin, die Oel ins Feuer gossen, sprühte Flamme, und es gab nichts, als ewigen Verdruß. Der König dessen müde, ließ den Herzog Johann von Medizis kommen, ihr recht tüchtig die Meinung zu sagen, allein sie mißhandelte diesen so, daß er

sogleich abreiste und nichts mehr mit ihr zu thun haben wollte. Man rieth dem König, Concini und Eleonoren zu entfernen. Jedoch dazu hatte er nicht die Kraft und den Muth, um die Königin nicht auf's Aeusserste zu bringen. Jene beide trieben ihre Unverschämtheit so weit, dem Könige sogar zu drohen, wenn er es wagen würde, etwas gegen ihre Person zu verfügen.

Die sehr eifrigen Katholiken schlossen sich an die Königin an. Sie blieben stets in Gemeinschaft mit Spanien. Man entwarf den Plan, die beiden Königlichen Kinder mit Spanischem Blute zu verbinden; so spann es die Königin durch den Florentinischen Gesandten zu Madrid heimlichen an; es kam auch Dom Piedro von Toledo, ein naher Verwandter der Königin, unter dem Vorwande einer Reise nach Deutschland, an den Hof, um die Gesinnungen zu

ergründen. Er sprach auch von einer Verbindung des Dauphins mit der Infantin, allein der König nahm dies sehr kalt auf; er wollte von einer Verbindung mit Spanien durchaus nichts wissen und seine Absicht war, den Dauphin mit der ältesten Prinzeß von Lothringen und die Prinzeß mit dem Erbprinzen von Savoyen zu verheirathen.

Während der König nach seiner gewöhnlichen Weise da und dort den Hof machte, bald dieser, bald jener Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte und sehr viele ihre Reize aufboten, ihn zu fesseln, erschien auf einmal eine Schönheit am Hofe, durch welche alle Uebrige verdunkelt wurden, indem sie durch ihren Glanz Alle überstrahlte.

Dies war Henriette Charlotte, Tochter des Connetabels von Montmorency; ihre Mutter war Louise von Budos, welcher im ersten Bande dieses Werkes

erwähnt wurde. So berühmt ihre Mutter ihrer Schönheit wegen war, so übertraf die Tochter dieselbe doch weit und so bald sie sich bey Hof zeigte, flogen ihr alle Herzen entgegen. Jedermann sah sie mit Bewunderung an, alle Männer, die Anspruch auf Geschmack machten, reihten sich unter ihre Anbeter und jeder wollte ihre Farbe tragen.

Dem Herzog von Bassompiere gelang es, sich ihres Herzens zu versichern, sie wurden eins und zum Glück der beiden Liebenden fehlte nur die Bewilligung des Königs. Jedermann beneidete den Glücklichen.

Bassompiere bat den König um die Bewilligung, Fräulein von Montmorency ehelichen und um die Erlaubnis, mit dem Herzog von Bouillon wegen Abtretung der Stelle des ersten Kammerherrn des Königs unterhandeln zu dürfen.

Der König bewilligte ihm äußerst gnädig beides, ja er gestattete sogar und befahl, daß der Connetabel, der seit einiger Zeit in Ungnade gefallen war, an den Hof zurückkehren solle.

Des andern Tags, unglücklicher Tag für Bassompiere! — machte Heinrich der Herzogin von Angouleme einen Besuch; bei dieser wohnte Fräulein von Montmorency; er sah sie und sie entzückte ihn. Er sah sie ein paar Tage nachher in einem Ballete als Diana mit dem Wurfspieße in der Hand, und — vollendet war die Eroberung, die sie an ihm gemacht hatte. Das leidenschaftlichste Gefühl bemeisterte sich seiner.

Er suchte diese Leidenschaft auch gar nicht zu unterdrücken und die Verwandte der Dame, seine Vertraute, selbst, wie man behauptet, geheime Emissäre der Königin, die ihren Gemahl

durch diese von ihrer so verhaßten, einflußreichen Nebenbuhlerin abzuziehen hoffte, trugen alles mögliche bei, dieses Feuer zu nähren, es noch mehr zu entflammen. Nur die, die es anging, blieb kalt. Sie that, als bemerke sie nicht, was im Könige vorging.

Der Herzog von Bouillon, der Bassompiere nicht geneigt war, und den es verdroß, daß dieser die Heirath abgeschlossen hatte, ohne daß er als Verwandter irgend einen Antheil daran hatte, faßte den Entschluß, dieser ein Hindernis in den Weg zu legen. Die Neigung, die er am Könige für Fräulein von Montmorency bemerkte, schien ihm ganz geeignet, das größte Hemmungsmittel zu werden. Er benützte einmal den Augenblick, als er bey dem Könige war und dieser, ganz entzückt in Lobeserhebungen über die Schönheit dieser jungen Dame ausbrach, ihn sein

Erstaunen und seine Verwunderung zu erkennen zu geben, wie er, (der König) zu dieser Heirath seine Zustimmung geben könne. Er stellte ihm vor, daß es der Staatsklugheit nicht angemessen wäre, daß das Haupt der Ligue sich durch eine so angesehene Verbindung noch verstärke und wie sehr dessen Macht dadurch wachse. Er seiner Seits fände unmaßgeblich, daß es am passendsten wäre, die Hand des Fräuleins von Montmorency dem Prinzen von Condé zu geben, und daß, beim Lichte betrachtet, er nicht einmal eine andere Gemahlin für diesen Prinzen wisse, als eben dieses Fräulein. Er fügte noch mehrere Gründe hinzu, die bei dem Könige, obgleich er nichts darauf antwortete, eben um so mehr Eingang fanden, als er glaubte, daß Fräulein von Montmorency Bassompiere liebe, und daß diese Liebe allein es sey,

die ihm bei ihr im Wege stehe, daß, wenn er ihr einen Gatten gäbe, den sie nicht liebe, er leichter zu seinem Ziele kommen könne, denn er war fest entschlossen dieses zu erreichen, es möge kosten, was es wolle. Allein er wollte erst seiner Sache gewiß seyn, ob sie jenen in der That liebe und er nahm sich vor, sie darüber zu erforschen.

Er fand sehr bald eine günstige Gelegenheit. Er litt nämlich seit einiger Zeit sehr am Podagra und wurde jährlich wenigstens ein paar mal davon befallen. Wenn er so weit war, daß die Schmerzen nicht mehr so häufig waren, nahm er Besuche an und machte auch seine Partie. Er hatte gerade einen etwas minder heftigen Anfall und sah Leute bey sich; es kamen auch unter andern die Herzogin von Angoulême und ihre Nichte, Fräulein von Montmorency. Grammont, der gegenwär-

tig war und bemerkte, daß der König sehr gerne mit der Nichte sprechen wollte, knüpfte eine lebhafte Unterredung mit der Tante an. Der König benützte seine Zeit, er sagte dem Fräulein, er wolle sie wie sein Kind lieben und sie sollte in der Zeit, wo Bassompiere bei ihm den Dienst habe, im Louvre wohnen. Er bat sie, ihm offenherzig und unverholen zu sagen, ob sie Neigung zu jenem habe, und ob die Heirath nach ihrem Wunsche sey; sollte dies nicht der Fall seyn, so würde er dazwischen treten, das Bündniß lösen und sie an seinen eigenen Neffen, den Prinzen von Condé, verheirathen.

Fräulein von Montmorency, die die Absicht des Königs wohl errieth, allein gar nicht geneigt war, einzugehen, antwortete ganz natürlich und unbefangen, daß, weil es ihr Vater einmal so bestimmt habe, sie sich darin

ergäbe und mit Bassompiere nicht unglücklich zu seyn hoffe. Der König stellte sich, als sey es ihm sehr angenehm, allein er beschloß bei sich selbst, ihr einen andern Gatten zu geben.

Er überlegte hin und her, was er thun sollte; er liebte Bassompiere und es that ihm leid, ihm wehe zu thun, allein die Leidenschaft siegte. Er ließ ihn des andern Tags rufen, überhäufte ihn mit Liebkosungen und sagte ihm endlich, er habe darauf gedacht, ihn zu verheirathen.

Dieser, von der Absicht des Königs nichts ahnend, antwortete, daß nur die Gicht des Connetabels Schuld sey, daß er es nicht schon wäre.

Nein, erwiederte der König, nicht also, ich will dich mit Fräulein von Aumale verheirathen und dieses alte Herzogthum ihr zu Liebe wieder neu herstellen.

Was? versetzte Jener, Euer Majestät wollen mir demnach zwei Frauen geben?

Das wohl nicht, mein Freund, sagte hierauf Heinrich, allein ich muß offen, die Hand aufs Herz und als Freund zu dir sprechen.*) Ich liebe Fräulein Montmorency leidenschaftlich, wenn du sie nun heirathest und sie dich lieben würde, so würde ich dich hassen, und würde sie mich lieben, so würdest du mich hassen. Stören wir also unser gutes Einverständnis nicht; nur sehr ungerne würde ich dir meine Freundschaft entziehen. Ich habe die Absicht, dieses Mädchen mit meinem Neffen, dem Prinzen von Condé zu verheirathen, der, so jung er auch ist, doch die Jagd mehr liebt, als die Weiber. Uebrigens, weißt du, ist er arm; was

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 31.

er hat, hat er durch mich; ich will ihn mit Wohlthaten überhäufen, ich will ihm jährlich hunderttausend Franken geben, um sich zu vergnügen, damit er von der Frau, die ich ihm bestimme, nur eine unschuldige Anhänglichkeit fordere. Er wird sich das gerne gefallen lassen und so können wir alle zufrieden werden.

Bassompiere, der zu gut wußte, daß man nicht gegen den Strom schwimmen könne und daß jede Leidenschaft die Widerspruch erfährt, sich mehr entzündet, der wohl wußte, daß er nicht erhalten konnte, was auf dem Spiele stand, machte, wie man zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend und gab einen Schatz hin, der schon für ihn verlohren war.

Euer Majestät, sagte er, lange wünschte ich Gelegenheit, meinen Eifer, meine Treue, meine Anhänglichkeit be-

weisen zu können. Durch meine ganze Lebenszeit habe ich diesen Augenblick sehnlichst gewünscht; nun ist er gekommen und ich fühle mich beglückt; ich wünsche, Eure Majestät möge aus der Größe meines Opfers die Größe meiner Anhänglichkeit für Ihre Person entnehmen. Ich entsage, Sire, um Ihretwillen einem hohen Bündnisse und einer Gattin, die die höchste Verehrung fordern kann. Ich liebe Fräulein von Montmorency leidenschaftlich; ihre Person, ihre Verdienste haben mich bezaubert; ich bin so glücklich von ihr geliebt zu seyn. Ich stand auf dem Punkte, der beneidenswertheste, der glücklichste Mensch zu werden, wer ist es nicht, der diese Perle besitzt? — Allein, ich entsage ihr — ich thue es freiwillig, gutwillig, denn ich thue es für einen König, den ich liebe, dem ich Alles verdanke und ich wünsche,

daß diese neue Bekanntschaft ihm so viel Wonne und Freude gewähren möge, als es mir Kummer, Verdruß und Gram verursacht haben würde, wenn ich dieses himmlische, göttliche Geschöpf jedem Andern, als meinem Könige, hätte abtreten müssen.

Der König weinte vor Freude über Bassompieres Aeusserungen, er umarmte ihn einmal über das andere; er machte ihm tausend Danksagungen, tausend Freundschafts-Betheuerungen; er brachte die Verbindung mit Fräulein von Annale nochmals in Anregung, aber dieser unglückliche Liebhaber hatte das Herz zu voll von seiner Geliebten und von seinem großen Verluste, und bat den König, ihn vor der Hand noch mit jeder andern Verbindung zu verschonen und zog sich, ganz außer sich, zurück.

Der König ging noch nicht aus, sein Podagra hielt ihn im Zimmer;

wenn er Langeweile hatte, so ließ er Leute rufen; vorzüglich war ihm Baſſompiere unentbehrlich. Er ſpielte gewöhnlich Würfel mit ihm und empfing nebenbei andere Beſuche, auch Damen. So ſpielte er auch wenige Tage nach dem oben erzählten Vorfalle mit dem Erſtern, als Frau von Angouleme mit ihrer Nichte eintrat. Der König hörte auf zu ſpielen und ſprach heimlich mit Frau von Angouleme; während dieſer Zeit ſprach Fräulein von Montmorency, die von Allem, was im Werke war, nichts wußte, (Baſſompiere hatte nicht die Kraft gehabt, ſie davon in Kenntnis zu ſetzen,) mit dieſem. Der König, dem dies nicht ganz recht war, denn er konnte nicht ohne heimliche Eiferſucht ſehen, daß Fräulein von Montmorency ſo vertraulich mit dem Herzoge ſprach, winkte jener, zu ihm zu treten, er ſagte ihr, was er mit ihr

vorhabe und sprach dann weiter mit der Tante. Aus dem Benehmen seiner Geliebten und aus den Thränen, die sie heimlich vergoß, als sie vom Könige wegtrat, bemerkte Bassompiere, daß sein Urtheil nun unwiderruflich gefällt sey. Die Beweise der Liebe und des Schmerzes, die auf dem Gesichte seiner Braut zu lesen waren, machten ihm seinen Verlust noch fühlbarer und schmerzlicher; sein Herz brach, als er die Leiden der Geliebten sah; denn was kann dem menschlichen Herzen empfindlicher seyn, als der Gedanke, daß der Gegenstand, den man innig liebt, den man anbetet, der dieses Gefühl theilt, mit Gewalt aus seinen Armen, von seinem Herzen gerissen und in andere, ihm verhaßte Bande, geschmiedet wird.

Dies fühlte Bassompiere in dem Augenblicke so lebhaft, das er das Zimmer, verlassen mußte; er gab, um es

schicklich thun zu können, Nasenbluten vor, und war so ausser sich, daß, als er aus dem Palaste geeilt war, er sich, ohne seinen Wagen abzuwarten, in die nächste beste Miethkutsche warf und nach Hause fuhr, wo er zwei Tage lang das Zimmer nicht verließ, um sein unglückliches Schicksal zu beklagen.

Er war noch nicht am Ende seines Unsterns, denn als er wieder zum erstenmal nach Hofe ging, stieß er zufällig auf den Prinzen von Condé, der schon förmlich um Fräulein von Montmorency hatte anwerben lassen und der ihr gerade den ersten Besuch machen wollte. Er bat Bassompiere, ihn zu begleiten, was dieser aber entschlossen ablehnte, denn er wäre nicht fähig gewesen, ein Zeuge bei dieser Unterredung zu seyn. Der Prinz ging also ohne ihn dahin.

Der König betrieb die Sache eifrigst und hoffte, auch seinem Ziele näher zu rücken, wenn Fräulein Montmorency verheirathet wäre. Die Verlobung wurde wenige Tage nachher in der Gallerie des Louvers gefeiert, wobei der ganze Hof gegenwärtig war; der König stützte sich während des ganzen Aktes auf Bassompiere, der auf diese Weise den Becher bis auf die Hefe leerte. *)

Wenige Tage darauf wurde zu Chantilly, wo der König damals Hof hielt, die Hochzeit vollzogen. **)

Der König wurde täglich leidenschaftlicher verliebt in die nunmehrige Prinzeß Condé, allein ihr Gemahl schien nicht Lust zu haben, diese Ansprüche ruhig zu dulden, und suchte seine Ge-

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 32.

**) Man sehe am Ende die Anmerk. 33.

mahlin vom Hofe entfernt zu halten und dem Könige jede Gelegenheit abzuschneiden, sie zu sehen.

Der König war höchst entrüstet darüber; er glaubte alles gethan zu haben, um auf die Dankbarkeit dieses Prinzen Anspruch machen zu können. Er hatte der Prinzeß zweitausend Thaler zum Hochzeitkleid, einen Schmuck von achtzehn Tausend Franken *) und noch andere Geschenke gegeben, er hatte dem Prinzen zweimalhundert Tausend Livres als jährliche Apanage ausgeworfen, er glaubte also wohl einige Gefälligkeit verlangen zu können, allein der Prinz von Condé war anderer Meinung; er glaubte, daß diese Geschenke ein schlechter Ersatz für den Verlust seiner Ehre wären, wenn er auch seine Gemahlin nicht geliebt hätte.

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 34.

Er bewohnte deshalb stets ein Landhaus, ungeachtet der König ihm ernstlich befahl, beim Hoflager zu bleiben und ihm, als weder Bitten noch Drohen halfen, seine Gelder zurückhalten ließ, um ihn durch die Noth geschmeidiger zu machen.

Allein der Prinz, der, wenn er gefälliger gewesen wäre, die ersten Stellen, die reichsten Dotationen hätte erhalten können, glaubte, daß diese zu theuer erkauft wären, wenn er sie um solchen Preis, der seine Ehre aufs Spiel setzte, erhielte; in diesen Gesinnungen wurde er durch die Feinde des Königs bestärkt, die seine Eifersucht noch anfachten und ihm versicherten, daß er in der öffentlichen Meinung ganz sinken werde, wenn er zu seiner Entehrung die Hand böte.

Nicht genug, daß der König vom Prinzen diesen Widerspruch erfahren

mußte, auch die Königin, von dem Concinischen Ehepaare stets angefacht, sprühte Feuer und Flammen, sie die Anfangs diese Leidenschaft, von welcher sie hoffte, daß sie eine gehaßte Nebenbuhlerin verdrängen würde, begünstigt hatte, war nun gegen die Prinzeß eben so erbittert, und machte dem Könige das Leben sauer, was ihn um so mehr aufbrachte, da er auf der andern Seite keinen Ersatz für solche böse Stunden hatte.

Der Prinz von Condé, der sich seines Lebensunterhalts beraubt sah und dachte, daß der König es noch weiter treiben und sich gewaltsam der Person seiner Gemahlin versichern könnte, dessen heftiger Charakter ohnehin keinen Mittelweg kannte, glaubte keinen andern Ausweg finden zu können, als die Flucht.

Er traf seine Anstalten, nahm seine Gemahlin hinter sich aufs Pferd; einige Stunden weiter traf er einen Wagen mit sechs Pferden und ging bis Müret, wo er schlief, dann gleich weiter, bei Landreci vorüber, nach Brüssel, wo er vom päpstlichen Nuntius und von den Erzherzogen mit Freuden und allen seinem Range schuldigen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. In seinem Gefolge befand sich niemand als Rocheafort, Touray, ein Stallmeister, Fräulein von Certeau und eine Kammerfrau, Namens Philippette.

Auf den König machte die Nachricht dieser Entweichung großen Eindruck. Er spielte gerade bei der Königin, als der Herzog von Elboeuf ihm diese hinterbrachte, welche bald durch den Chevalier Guet bestättigt wurde.

Er wandte sich sogleich an den Herzog von Bassompiere. Nimm mein

Spiel, sagte er, der Prinz ist fort, aber er hat seine Frau auch mitgenommen. Weiß Gott, wohin er sie geführt hat; ich muß mich näher unterrichten.

Er stand auf, ging in sein Kabinett, kam aber gleich wieder, winkte dem Marquis von Coeuvres, dem Grafen Cremaille, dem Herzoge von Elboeuf und Lomenie und ging mit diesen in ein anderes Zimmer.

Daselbst befragte er jeden um seine Meinung, welcher jeder derselben der König sogleich unbedingt beitrat, allein einen Augenblick nachher wieder als unausführbar verwarf.

Die einen wollten, man sollte sogleich Häscher nachsenden und den Prinzen festhalten, wo man ihn fände und glaubten, man solle diesen Auftrag dem Chevalier Guet ertheilen. Andere waren der Meinung, Balagni oder Bovin dieses Geschäft zu übergeben; wieder

andere glaubten, man solle Vaubecourt, der gerade zu Paris war, sogleich an die Gränzen von Lothringen abgehen lassen, um die Flüchtlinge dort festzuhalten, wenn sie diesen Weg eingeschlagen hätten.

Der König stimmte, wie gesagt, allen bei, allein er beschloß nichts, und verwarf einen Augenblick nachher Alles. Endlich ließ er alle seine ersten Minister rufen; es war nicht das Erstemal, daß er seiner Herzens-Angelegenheiten wegen diese versammelt hatte.

Der Kanzler war der Erste, der kam. Heinrich setzte ihn in Kenntnis, welche Sache es beträfe.

Mit seiner ihm gewöhnlichen Ernsthaftigkeit ließ er sich weitläuftig darüber aus, wie strafbar der Prinz sey, wie viel strafbarer aber noch die, die ihn zu solchen Schritten verleitet hätten, und er machte dem König durch

diese Bemerkungen, die mit der größten Kaltblütigkeit vorgebracht wurden, und der glaubte, daß jedermann so heftig ergriffen seyn müsse, wie er, so ungeduldig, daß er sehr lebhaft sagte: ich bedarf dieser Bemerkungen alle nicht, Herr Kanzler; Ihren Rath will ich, sonst gar nichts; alle Ihre schönen Worte können sie sparen. Daß der Prinz strafbar ist, weiß ich so gut, als sie, allein wie man ihn bestrafen, wie man seiner habhaft werden kann, das will ich wissen.

Man muß, Sire, erwiederte der Kanzler ernsthaft und mit gleicher Kaltblütigkeit, den Prinzen als Empörer, Aufrührer erklären und die gewöhnlichen Edikte darüber ergehen lassen.

Genug, fiel Heinrich ein, dem dieser Rathschlag lange nicht genügte, wandte sich an Villeroy der so eben hereintrat und trug diesem die Sache vor.

Villeroy stellte sich sehr befremdet, er glaubte, man solle sogleich an alle auswärtigen Mächte Eilboten abschicken, so wie an die, bei diesen beglaubigten Botschafter und Gesandten, man solle ihnen zu wissen thun, daß der Prinz von Condé ohne Erlaubnis des Königs das Land verlassen, sogar dessen Verbot, dieses zu unterlassen, nicht geachtet habe. Man fordere also den Prinzen, als einen Widerspenstigen zurück und bäte die Souveraine und beföhle den Botschaftern und Gesandten, alle ihre Kräfte aufzubieten, jene dazu zu vermögen, den Prinzen auszuliefern, im Weigerungsfalle aber zu erklären, daß der König alle die, die dem nicht entsprächen, als seine Feinde ansehen müsse.

Nun war die Reihe die Stimmen abzugeben an den Präsidenten Jannin.

Sire, sagte er, ich würde dem Prinzen einen Capitaine de Garde nach-

senden, der, wenn er ihn erreicht, al-
les aufbieten soll, ihn zurückzubringen;
kann ihm das nicht gelingen, so soll
er ihm bis an seinen Zufluchtsort fol-
gen und im Namen Eurer Majestät ihn
dort zurückfordern; sollte diese Ausliefe-
rung abgeschlagen werden, so wäre oh-
ne weiters der Krieg zu erklären. Ich
glaube, daß diese Flucht unvorbereitet
unternommen wurde, ich zweifle, daß
der Prinz Vorkehrungen traf und sich
einen Zufluchtsort sicherte. Ich müßte
mich sehr irren, wenn er seinen Weg
nicht nach den Niederlanden genommen
hätte, und glaube mich gleichfalls nicht
zu täuschen, wenn ich vermuthe, daß
er daselbst nicht besonders aufgenommen
werden wird. Der Prinz hat wenig
Bekanntschaft mit dem Erzherzoge; die-
ser wird schwerlich Aufträge von Spa-
nien haben, einem Widerspenstigen Schutz
zu geben; denn, liebt dieser Hof Eure

Majestät auch nicht, so fürchtet sie derselbe doch und wird sich eines unbedeutenden Prinzen wegen keine so großen Unannehmlichkeiten auf den Hals laden wollen. Er wird ihn lieber ausliefern, als sich in einen Krieg einlassen.

Dem Könige, der nun wieder etwas zur Besonnenheit gekommen war, gefiel dieser Vorschlag; allein, lange gewohnt nichts Wichtiges zu beschließen, ohne Sülly vernommen zu haben, faßte auch hier keinen Entschluß. Endlich kam Sülly mit einem verdrüßlichen und sauern Gesichte.

Mein Neffe ist fort! rief ihm der König entgegen, gegen meine Verbote, gegen ihre weisen Ermahnungen *) und was das Schlimmste ist, er hat seine Frau mitgenommen.

Darüber bin ich gar nicht ver-

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung. 35.

wundert, Sire, erwiederte der Herzog frostig, ich würde es im Gegentheil seyn, wenn er sie zurückgelassen hätte; hätten sie ihn abhalten wollen, so hätten Sie ihn in die Bastille setzen müssen.

Lassen wir uns, unterbrach ihn der König, in keine gelehrte Spitzfindigkeiten ein; das Unglück ist geschehen, wir müssen nun darauf denken, es wieder gut zu machen. Was glauben Sie, das hier zu thun sey?

Sire, erwiederte Sülly, ich will sterben; wenn ich es weiß. Ich will aber zu Hause darüber nachdenken (j'y penserai sur le chêvet, war sein Ausdruck) und morgen früh werde ich sagen, was ich ausgedacht habe.

Morgen! Morgen! rief der König entrüstet. Ein schöner Entschluß. Nein! Herr von Sülly, Sie wissen, wie nahe mir die Sache angeht, wie sie mich auf den Nägeln brennt; heute, diesen

Augenblick noch, will ich ihre Meinung wissen.

Nun gut, Sire, erwiederte der Herzog ruhig, aber nur einen Augenblick Bedenkzeit, ich bitte! Als der König einwilligend mit dem Kopf nickte, ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab, rieb die Stirne und kam dann zum König zurück.

Nun? sagte derselbe, nun? haben Sie nachgedacht, was man thun soll?

Nichts, Sire, erwiederte Sülly, nichts, gar nichts. Wie, sagte der König, nichts? gar nichts? sind Sie klug?

Ja, Sire, gar nichts! versetzte jener, dann indem Sie nichts thun, zeigen Sie, daß Ihnen nicht sehr viel daran gelegen ist, daß sie auf den Prinzen von Condé keinen besondern Werth setzen und dann wird niemand denselben unterstützen; allein je mehr Sie zeigen, daß er Ihnen am Herzen liegt, wird

er unterstützt, und ihre Feinde werden glauben, daß sie Sie dadurch empfindlich kränken können; Jedermann, selbst Leute vom Hofe, werden ihm Geld leihen und man wird ihm allen Vorschub leisten. Im ersten Falle wird kein Mensch sich um ihn bekümmern, er wird sicher kein Geld erhalten und nach Verlauf von zwei bis drei Monaten gezwungen seyn, zurück zu kehren und die Gnade seines Königs anzuflehen.

Der Rath war gut, allein der König war zu heftig; es lag ihm bei seiner Leidenschaft für die Prinzeß zu viel daran, sie schleunigst und bald möglichst wieder zu sehen, als daß er einen solchen ruhigen und besonnen Entschluß hätte fassen und auf solchen Rath hätte hören können. Er folgte dem, der seiner Leidenschaft am meisten entsprach, dem heftigsten, dem des Präsidenten Jannin, und ließ noch in der

Nacht den Marquis Pralin kommen und gebot ihm, in aller Eile dem Prinzen nachzusetzen.

In solchen Augenblicken des Unmuths nahm Heinrich seine Zuflucht zur Marquise von Verneuil; zwar seine Geliebte, zwar selbst eifersüchtig wie sie war, was er wohl wußte, war sie dennoch die Vertraute seiner Galanterien, vorzüglich in spätern Jahren. So hatte ihr liebenswürdiger Umgang, ihre Gabe in Allem Auskunft zu finden, ihre muntere Laune den Trübsinn zu verscheuchen, ihn gefesselt und an sie gekettet, daß sie bei allen ernsten Vorfallenheiten seines Lebens stets sein Trost war. Er begab sich auch des andern Tags nach diesem Vorfalle zu ihr, sich Rath und Trost zu holen. Frau von Verneuil, die in solchen Augenblicken vergaß, daß sie den König vor sich habe, sagte was ihr in den Mund kam,

allein der König konnte nie böse auf sie werden, weil die Art, wie sie es sagte, allezeit eine muntere oder komische Seite hatte, wobei sie so viel Feinheit besaß, die härtesten Dinge so einzukleiden, daß sie minder hart schienen, (dorer la pilule, sagt das Manuscript). *)

Die Frau von Verneuil stellte sich, als nähme sie sehr viel Antheil an seinem Schmerze, billigte zwar Sülly's Rath, nannte ihn klug, allein sie gab doch dem Könige Recht, Pralin abgeschickt zu haben; indem sie fein genug war zu fühlen, daß diese Maßregel die Prinzeß nicht so bald zurückführen und sie also von dieser Nebenbuhlerin dann nichts zu befürchten habe. Der König schied sehr zufrieden und gerührt von ihr und sagte, als er zu Hause kam, zum Marquis Coeuvres: il n'y a que

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 36.

Henriette qui a le coeur bon pour moi, — elle a toujours le mot pacifique et consolant.

Selbst die Königin schien solchen Antheil zu nehmen, daß der König ganz gerührt war, ungeachtet sie sicher die Hand bei der Entweichung des Prinzen bedeutend im Spiel hatte und durch dieses Mittel, welches sie die Concini gelehrt hatte, alle Entwürfe des Königs erfuhr, welche sie treulich mittheilte und diese alle dadurch scheitern machte.

Ungeachtet Pralin möglichst eilte, so war der Vorsprung des Prinzen doch zu groß; er holte ihn nicht mehr ein. Er begab sich nach Marimont zum Erzherzog, forderte daselbst den Prinzen in einer Audienz zurück, als einen Widerspenstigen, als einen Feind des Königs, der nur seine Eifersucht vorschützte, um gegen demselben Plane zu schmieden und Feindseligkeiten zu begehen; er bäte da-

her, ihn fest halten zu lassen. Der Erzherzog erwiederte, daß er glaube genug gethan zu haben, indem er den Prinzen keinen Aufenthalt gegeben habe, allein den Durchgang durch sein Gebiet habe er ihm nicht verwehren können. In der That war der Prinz nur durchgereist, er hatte seine Gemahlin zu Breda, bei der Herzogin von Oranien, ihrer Schwester, gelassen und war nach Cölu gegangen. Allein der Marquis von Spinola, der die Spanischen Truppen in den Niederlanden befehligte und der andre Ansichten hatte, als der Erzherzog, indem dieser Friede zu erhalten, jener aber den Krieg wünschte, und der auch schon Befehle des Königs von Spanien erhalten hatte, welche den Prinzen von Condé in Schutz nahmen, bewog den Erzherzog später, dem Prinzen einen Eilboten nachzusenden, ihn einzuladen nach Brüssel

zurück zu kehren; was dieser auch that, bei seiner Ankunft daselbst mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde und alle mögliche Unterstützung und Vorschub erhielt.

Die weitern Triebfedern, die Heinrich in Bewegung setzte, des Prinzen und der Prinzeß von Condé habhaft zu werden, alle Unterhandlungen, die er durch den Marquis von Coeuvres anknüpfen ließ, die Minen die dieser springen ließ, der Versuch, den er machte, die Prinzeß zu entführen, was aber alles an der Feinheit Spinolas und der Wachsamkeit Buquois scheiterte, gehören nicht hieher, ungeachtet das Manuscript sie sehr auseinander setzt, allein sie enthalten nichts, was nicht anderweitig zu finden wäre *) und sind nicht der Zweck dieses Werkes; wir er-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 37.

wähnen hier nur noch, daß der Prinz von Condé endlich sich zu Brüssel nicht mehr sicher hielt, in das Mailändische sich begab, daselbst mit offnen Armen von dem Hauptfeinde Heinrichs, dem Grafen von Fuentes aufgenommen wurde, welcher ausstreuen ließ, daß der König auf den Kopf des Prinzen einen großen Preis gesetzt habe; allein dessen ungeachtet und ob gleich er alles anwandte, den Prinzen von Frankreich abzuziehen und ihn zum Uebertritt zur Spanischen Parthei durch alle mögliche Ränke zu bewegen, so hatte derselbe doch den Französischen Anträgen Gehör gegeben und er war nahe daran zurück zu kehren, als der Tod des Königs ohnehin das Hinderniß aus dem Wege räumte.

Heinrich war auf's Aeusserste über die Verfahrungsart des Spanischen Hofes in dieser Angelegenheit erzürnt; er

hielt sich für persönlich beleidigt. Tausend Ursachen zum Mißvergnügen hatte er von dieser Seite erhalten, er sah sogar sein Leben mehrere male von daher bedroht, allein dieser letzte Vorfall reifte seinen lang gehegten Plan, Rache zu nehmen und den Krieg zu erklären. Lange hatte er sich schon im Geheim gerüstet, lange mit Sülly an diesem Lieblingsgedanken gearbeitet, allein stets war noch vieles im Wege; nun aber stand, ungeachtet Sülly nicht ganz dafür war, sein Entschluß fest und man glaubte, (wenigstens beschuldigen ihn seine Feinde dessen) daß es eine der Haupttriebfedern desselben war, die Prinzeß von Condé durch die Waffen zu erobern. Er suchte sich deshalb durch auswärtige Bündniße zu verstärken, schickte Gesandte an Jakob den Ersten von England (den Sechsten von Schottland), der nach dem Tode der Elisabeth die

drei Reiche vereinigt hatte, ihn zum Bruche mit Spanien aufzufordern; allein dieser wollte in seinen alten Tagen keinen so wichtigen Krieg mehr unternehmen. Da dieses fehlschlug, wendete er sich an den Herzog von Savoyen, an die Republik Venedig und an die vereinigten Staaten, welche dem Bunde gegen das Haus Oestreich beitraten.

Der Tod des Herzogs Wilhelm von Cleve mußte die Veranlassung zum Bruche geben *). Der König setzte seine Truppen gegen die Niederlande im Marsch. Die Spanier machten keine Bewegung; man sagte nachher, sie seyen ihrer Sache so gewiß gewesen, daß sie keine zu machen bedurft hätten.

Die Königin aber wurde stets von Concini und der den König hassenden Parthei aufgehetzt. Es wurde ihr bei-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 38.

gebracht, der König fange diesen Krieg nur der Prinzeß von Condé wegen an, wodurch ihre Eifersucht in Feuer und Flammen gesetzt wurde.

Der König that Alles, sie zu besänftigen, allein umsonst; er überhäufte sie mit Zärtlichkeit, er übergab ihr die Regentschaft für die Zeit seiner Abwesenheit mit großer Gewalt, doch gab er ihr einen Geheimenrath bei, was aber dem Concini, der seine Herrschaft ausdehnen wollte und folglich deshalb auch der Königin, nicht anstand. Sie war verstimmt, mißlaunig und forderte mit Ungestüm vom Könige, noch vor seiner Abreise zur Armee, die schon bestimmt war, gesalbt und gekrönt zu werden und ihren Einzug zu Paris zu halten.

Die Truppen waren alle Unterwegs; der König betrieb seine Abreise; er versagte der Königin die Krönung

und vertröstete sie bis zu seiner Rückkehr, allein sie bestand mit der heftigsten Hartnäckigkeit darauf, je mehr der König sich weigerte. Doch endlich, da sie alles versuchte, da sie Tag und Nacht in ihn drang, da alles in Bewegung gesetzt wurde, so konnte Heinrich nicht mehr anders, er mußte nachgeben; er konnte in die Länge ihr nie etwas abschlagen, doch dießmal geschah es nur mit dem größten Widerwillen. Es wurden also in Eile die Anstalten gemacht und der Krönungstag anberaumt.

Der König hatte ein Vorgefühl, daß diese Krönung ihm unglückbringend seyn werde. Er hatte eine Ahnung seines Schicksals und war nachdenkend, und traurig, da er von Aberglauben nicht ganz frei war, so machten mehrere Prophezeihungen tiefen Eindruck auf ihn. Er sagte selbst zu Süly und

zwar wiederholt: „Mein Freund, diese „Krönung bringt mir Unglück. Sie „werden mich ermorden; ich muß ster„ben, denn mein Tod ist das einzige „Hülfsmittel, das meinen Feinden üb„rig ist. Man hat mir wahrgesagt, „daß ich bei der ersten großen Feier„lichkeit, die ich begehen würde, ster„ben würde, und zwar in einer Kut„sche; deshalb überfällt mich oft, wenn „ich in dieser sitze ein Schauder, der „mich unwillkührlich laut aufschreien „macht.“ So sagte er am Tage der Krönung, wo er sehr munter schien, zu den Herzogen Guise und Bassompiere, „ihr kennt mich jetzt nicht, aber „ich sage euch, ich werde dieser Tage „todt seyn; wenn ihr mich werdet ver„loren haben, dann werdet ihr erst se„hen, was ihr an mir hattet und den „Unterschied einsehen lernen, der zwi„schen Menschen und Menschen ist;“

und als sie ihn darauf baten, sich nicht mit solchen trüben Gedanken zu beschäftigen, er, der in der Blühte seines Alters, im Genuße vollkommener Gesundheit und Körperstärke, im Besitze großer Reichthümer, Ehre, des größten Königreichs der Welt, einer schönen Frau, herrlicher Kinder und Allem dessen sey, was das Herz wünschen könne, antwortete er bloß mit einem Seufzer: „Ach! meine Freunde, das ist Al„les für mich vorbei, ich muß das Al„les verlassen.“ *) Dieses Vorgefühl, daß die Krönung ihm Unheilbringend seyn werde, war so lebhaft, daß er ein paarmal dem Herzog von Sülly den Befehl gab, die Feierlichkeit abzustellen; nur der Gedanke, daß man ihn der Furchtsamkeit beschuldigen könne, hielten ihn ab, denselben zu widerrufen.

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 39.

Was aber wohl mehr Ursache der beständigen Todesgedanken des Königs seyn mochte, als Wahrsagungen, Träume, Ahnungen und so weiter, war, daß man in der That einigen Verschwörungen auf der Spur war, unter welchen die Nachrichten, die das Fräulein Gournai gab, gehörten *), worin die Marquise von Verneuil selbst verwickelt wurde.

Der König hielt der Frau v. Verneuil (die gerichtliche Untersuchung gegen diese wurde erst nach dem Tode des Königs eingeleitet) die Aussage der Gournai vor; sie brach in einen Strom von Thränen über diese Beschuldigung aus, so daß sie den König, der vorher schon der Aussage keinen Glauben beimaß, innigst rührte und vollkommen von ihrer Unschuld überzeugte; er gab

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 40.

sich alle Mühe sie zu beruhigen; nahm sie hundertmal in seine Arme, betheuerte ihr, daß er von ihrer Unschuld jederzeit überzeuge gewesen wäre, daß er sie immer lieben, immer für sie und ihre Kinder die zärtlichste Sorgfalt tragen werde. O! rief er aus, meine Theure, warum konntest du keine Fürstin seyn? Warum bist du nicht Maria von Medicis! ich wäre der glücklichste der Menschen gewesen! Solche Ausbrüche seines innern Gefühls legte er der Marquise von Verneuil oft an den Tag, aber auch keiner seiner vielen Geliebten als dieser und Gabrielen; und obgleich sein Herz, da es noch jugendlicher schlug, heißer für diese glühte und er sie bei all seiner Untreue dennoch treuer liebte, so war er doch jener mehr zugethan und fand sich in ihrem Umgange mehr befriedigt und davon angezogen.

Er äusserte sehr oft gegen seine Vertrauten: Henriette macht mir viel Verdruß, sie ist voller Ansprüche, sie hat Anfälle von Laune, Eifersucht, kann nie genug haben, allein sie liebt mich, sie ist mein Trost im Umgang, sie ist aufgeweckt, sie heitert mich auf. — Gabriele war klüger, an ihr war ein Mann im Staatsrath verlohren, allein Henriette ist witziger, aufgeweckter. — Ich spiele mit ihr Aesops Fabel von dem Bogen; bei ihr spanne ich die durch die Regierungssorgen angestrengten Saiten ab; sie gießt neues Oel in meine Lebenslampe, wenn es vertrocknen will. Sie ist nicht so empfindlich, wenn man sie auch hat zurechtweisen müssen und gibt nach, wenn sie Ernst sieht, ohne weiter zu schmollen und nachzutragen.

So schilderte Heinrich selbst seine Geliebten, die ihm am theuersten waren und man kann sie aus diesen we-

nigen Worten kennen lernen und beur-
theilen.

Die Krönung, die mit aller Feier-
lichkeit und Pracht zu St. Denis be-
gangen wurde, war vorüber. Die Kö-
nigin sollte ihren Einzug zu Paris hal-
ten; des andern Tages wollte der Kö-
nig das Ehebündnis des Fräulein von
Vendome, der ältesten seiner natürlichen
Töchter, feiern, und dann den folgenden
Tag Paris verlassen und zur Armee ab-
gehen. So war es bestimmt, als eine
der größten Unthaten, die die Erde sah,
begangen wurde. *)

Der König wollte Freitags Nach-
mittags gegen vier Uhr ausfahren. Der
Mörder, Ravaillak *), erwartete ihn
beim Einsteigen am Louvre. Da war
ihm der Augenblick nicht günstig, doch
folgte er dem Wagen; in der Strasse

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 42.

la Feronnerie wurde derselbe durch ei-
nige Karren aufgehalten, dort ersah er
seinen Vortheil, stieg, als die Laqeien
die neben dem Wagen gingen, etwas
zurückgeblieben waren, auf den Fußtritt
und brachte dem Könige zwei Stiche
bei, wovon der erste nur durch die er-
ste und zweite Rippe ging, der zweite
aber sogleich tödtlich wurde, indem er
die Hauptader, gerade beim Eintritt
in's Herz *) traf.

So endigte Heinrich in einem Al-
ter von Sieben und Fünfzig Jahren
und im zwei und zwanzigsten seiner Re-
gierung; der, ungeachtet vieler Schwach-
heiten, dennoch den Beinamen des Gro-
ßen verdiente, denn er hatte Großes
gethan, dem zerrütteten Frankreich Frie-
de und Ruhe geschenkt, er hatte es aus
einem gesunkenen Range im Staaten-

*) Man sehe am Ende die Anmerkung. 43.

Verbande wieder zu Einfluß und Macht erhoben und seine Stelle in jenem wieder einnehmen machen. Er war unerschrocken im Gefechte, sein Blick war hell im Staatsrath, sein Charakter war edel, im Verzeihen großmüthig, in Verträgen getreu und genau, oft unermüdet in Geschäften, wenn es Noth that, obgleich er sie nicht liebte und man ihm, vorzüglich in jüngern Jahren den Vorwurf machte, daß er sie vernachlässige. Unter seiner Regierung, leider zu kurz für Frankreich, wurden die Festungen wieder in Stand gesetzt, die zerstörten Städte wieder erbaut, viele Prachtgebäude hergestellt, Manufakturen und Fabriken gehoben, Künste und Wissenschaften unterstützt und gepflegt, die Armee und vorzüglich die Artillerie auf furchtbaren Fuß gesetzt, die Marine neu aufgerichtet, alle Ruhestörer zur Ordnung verwiesen, der See- und Land-

handel befördert, kurz, des Großen unendlich viel gethan, und wenn man schon Schwachheiten an ihm bemerkte, so muß man bedenken, daß er an dem beinahe lasterhaftesten Hofe der Welt seine Jugend verlebte und sich wundern, daß er nicht im Schlamme des Lasters erstickte. Kurz, seine großen Eigenschaften traten vor seinen Schwächen weit hervor und er darf mit Recht unter die Zahl der seltnen, großen Regenten gezählt werden. *)

Heinrich war zweimal verheirathet, und niemals glücklich, wie in dem Verlauf dieses Werkes hinlänglich zu ersehen ist, nur daß er in seiner zweiten Ehe Kinder erzeugte, während die erste kinderlos war.

Der erstgeborne Prinz war sein Nachfolger in der Regierung, Ludwig

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 44.

wig der Dreizehnte; der zweite starb gleich nach der Geburt, und der dritte war Johann Baptist Gaston, Herzog von Anjou. Die älteste Prinzeß war Elisabeth, mit Philipp dem Vierten von Spanien verheirathet. Ihr Muth, ihr männlicher Geist, die Festigkeit ihres Charakters bezeichneten die Tochter Heinrichs des Vierten. Die zweite, Christina von Bourbon, nachher mit Viktor Amadeus, Herzog von Savoyen, einem der klügsten Prinzen seiner Zeit, vermählt, war, wie man sagte, sehr liebenswürdig. Henriette Marie von Bourbon war die dritte Prinzeß, verheirathet an Karl den Ersten, König von England. Die Geschichte bezeichnet sie als eine Andächtlerin, bösartig und ränkesüchtig. Sie brachte in England alles durcheinander und man beschuldigt sie, sehr viel zu dem traurigen Ende ihres Gemahls beigetragen

zu haben, obgleich nachher, als diesem schon die höchste Gefahr drohte, nach Frankreich entflohen, sie alles aufbot, ihn zu retten.

Von vier Maitressen erkannte er acht Kinder an. Er hatte zwar deren noch mehrere, allein diese wurden nicht anerkannt.

Von Gabriele, Herzogin von Beaufort, war Cäsar, Herzog von Vendome, mit der Tochter des Herzogs von Mercoeur vermählt; Alexander, Großprior von Frankreich, starb in der Bastille, und Henriette wurde mit dem Prinzen Carl von Lothringen, Herzoge von Elboeuf, verheirathet. Die Marquise von Verneuil gebar ihm einen Sohn, Heinrich, der Erzbischof zu Metz wurde, dann eine Tochter, die den Herzog von la Valette, nachherigen Herzog von Epernon, ehligte.

Mit der Gräfin Moret erzeugte er

Anton, Grafen von Moret, der große Anlagen hatte und sehr viel versprach, aber in der Schlacht von Castelnaudari sehr muthvoll blieb. Diese Gräfin von Moret heirathete später der Marquis von Vaodes, dessen Sohn dieses Namens unter Ludwig dem Vierzehnten, seine genauen Verhältniße mit der Gräfin von Soissons so bekannt machten.

Von Charlotte des Essarts, nachheriger Gräfin von Romorantin, hatte er zwei Töchter, wovon die eine, Johanna, Aebtissin zu Fontevreault, die andere, Marie Henriette, Aebtissin zu Chelles wurde.

Für alle seine Kinder sorgte er väterlich und liebte sie auch sehr, sah sie sehr oft und war stets von ihnen umgeben. Nicht alle erbten seinen Geist und seinen geraden Sinn.

Wir haben hier das Fräulein Essarts genannt, von welcher wir noch

nichts erwähnt haben. Sie war, ob=gleich fein und klug, doch eine derjeni=gen Geliebten Heinrichs, die am we=nigsten Einfluß hatte. Sie war die na=türliche Tochter des Baron von Sau=tour aus der Champagne. Der König schenkte ihr die Grafschaft Romorantin, nach welcher sie später genannt wurde. Sie versuchte es zwar öfters, dieselbe Herrschaft über ihn zu erlangen, wie seine anderen Geliebten, die Frau von Beaufort und die Marquise v. Verneuil, allein es gelang ihr nicht; dadurch ward sie dem Könige zur Last und als sie die Betrübte und Beleidigte spielte und sag=te, sie wolle sich in die Abtei Beau=mont zurück ziehen, nahm sie der Kö=nig beym Wort, ließ ihr eine Summe Geld auszahlen und verabschiedete sie auf immer. *)

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 45.

Wir zählen auſſer den erwähnten Geliebten, von denen wir ausführlich hier gesprochen haben, eine Zahl von noch nahe an dreihundert andern, deren Namen wir aufgezeichnet finden, die die Gunst des Königs, wenigstens augenblicklich, besaßen; allein da die wenigsten interessante Schilderungen darbieten und manche galante Abentheuer, die wir wohl erzählen könnten, die uns aber nicht dazu geeignet scheinen, weil wir die Phantasieen nicht erhitzen wollen *), mit Stillschweigen übergehen, so schließen wir hiemit diese Geschichte, indem wir mit allen Franzosen eingestehen müßen, daß ihr König Henri quatre nicht nur ein Roy vaillant, sondern auch ein vert galant war. — **)

---

*) Man sehe am Ende die Anmerkung 46.

**) Nach dem in alter und neuer Zeit so beliebtem Volksliede:

Vive Henri quatre, vive ce Roi vaillant!
Il est le Diable a quatre et toujours
vert galant u. s. w.

Anmerkungen
zum IIten Theil.

Anmerkung 1 zu Seite 1.

Das Edikt von Nantes wurde unterzeichnet am 13. April Fünfzehnhundert Acht und Neunzig. Es gewährte den Reformirten Sicherheit, Religionsfreiheit in der Ausübung, gleiche Bürgerrechte, und Ansprüche auf Gerichts- und Finanzstellen. Nur einige Gegenden und Städte waren, vermög geheimer Verträge mit den Liguisten, davon ausgenommen: als z. B. Rheims, Digeon, Soissons, Sens. Man giebt den Minister Chamier als den

Verfasser' desselben an, andere nennen Schamberg, den Präsidenten de Thou, Calignon und Jeannin, als mit der Verabfassung beauftragt.

Allein schon unter Ludwig dem Dreizehnten wurden starke Eingriffe in die Rechte der Reformirten gemacht und unter Ludwig dem Vierzehnten am 22. Oktober Sechszehnhundert Fünf und Achtzig wurde es gänzlich aufgehoben und die Hugenotten grausam verfolgt. Viele flüchteten in's Ausland und ließen sich daselbst nieder.

Anmerkung 2 zu Seite 2.

Der König bestättigte den Frieden zu Paris den 2. Mai Fünfzehnhundert Acht und Neunzig, wo derselbe im Namen des Königs von den Herrn Pomponne de Bellievre, Herrn von Grignon Staatsrath, und Nicolaus Brouillard, Herrn von Syllery, dann von Seite des

Kardinals von Oestreich, der vom Könige von Spanien bevollmächtigt war, von den Herren Richardot, Johann Baptiste Taxis und Ludwig Verrecken unterzeichnet wurde. Das Ausführliche dieses Friedensschlusses, nebst seinen Unterhandlungen, kann man in den Negociations de la paix traitée a Vervins im 2. Band nachlesen. Man machte den Unterhändlern große Vorwürfe, daß sie über den Artikel des Marquisats von Saluces so leicht hinweggingen, wodurch der König in neue Unannehmlichkeiten mit dem Herzoge von Savoyen verwickelt werden mußte.

Anmerkung 3 zu Seite 3.

Maximilian von Bethune, Baron von Rosni, Herzog von Sülly, erster Minister Heinrich des Vierten, geboren zu Rosni im Jahr Fünfzehnhundert Neun und Fünfzig, starb auf seinem Guthe zu

Villebon am 31. Dezember Sechszehnhundert Ein und Vierzig. Wie gerne möchte man hier ein Gemälde dieses vortrefflichen Mannes, eines der größten Helden und Staatsmänner, den die Welt trug, entwerfen, allein es würde zu weit führen und den Plan dieses Werkchens überschreiten. Wer ihn aber näher kennen lernen und sich selbst zu einer höhern Laufbahn bilden will, der versäume nicht, dessen Memoires nicht nur zu lesen, nein, zu studiren. — Aus ihnen wird er diesen zu jeder Zeit bewundernswürdigen Mann kennen lernen, aus ihnen wird er entnehmen, welches Uebergewicht der reine, vorwurfsfreie Diener über alle und jede Parthei gewinnt, die sich auch verschwören mag, ihn stürzen zu wollen, und wie er gefürchtet, bewundert, geliebt, dasteht, wenn auch alle äussern Zeichen der Gunst für ihn erloschen, wie dies bei Sülly nach Heinrichs Tode der Fall war.

Heinrichs großer Sinn that sich im Benehmen mit diesem Minister kund. Nicht dessen Rauhheit, die beinahe oft zurückstoßend war, nicht die Schmeicheleien der alles vermögenden Geliebten, die sich gegen ihn verschworen hatten, nicht die Einflüsterungen der Verläumder, die auf seine Kosten so manches Mährchen ersannen, so Manches, was er sagte, verdrehten und anders vorbrachten, nicht seine zahllosen Feinde, konnten ihn bei seinem Herrn stürzen. Stets war er der Erste, dem Heinrich offen sagte, was man von ihm gesagt hatte, und er gab ihm also jederzeit Gelegenheit, sich zu rechtfertigen und seine Gegner Lügen zu strafen. Fest, unerschütterlich, wie Sülly war, so war es das Vertrauen seines Königs auf ihn, und so widersprechend oft in ihren Wünschen, so war dieser doch stets mit ihm einverstanden — waren auch seine Ansichten jenen gerade ent-

gegen und mußte er ihnen seine Lieblings-neigungen opfern — wenn dessen schlichte, gerade, durchdringende, reine Vernunft ihm die Gründe entwickelte, die seine Handlungsweise regelten und seinen Rathschlägen zur Richtschnur dienten. — Heil dem Fürsten, der solch' einen Diener besitzt, aber auch wohl dem Diener, dessen Herr sein Inneres zu begreifen versteht!! — Dies vermochte Heinrich; daher das unumschränkte Vertrauen und als dessen Folge die unendliche persönliche und innige Liebe und Anhänglichkeit Süllys an ihn. — ,

Anmerkung 4 zu Seite 4.

Dieser Zusammentritt hatte erst im Monat Juni Fünfzehnhundert Neun und Neunzig statt. Ausser den Gesandten von England und Spanien und den Vermittelnden von Frankreich, wurde auch der der vereinigten Provinzen der Nie-

derlande zugelassen. Von Seite Frankreichs waren die Abgeordneten Caumertin und Jeannin. Allein wegen Rangstreit ging dieser Congreß unverrichteter Dinge auseinander. Siehe Kriegs- und Friedens-Lexicon von Zennert S. 19.

Anmerkung 5 zu Seite 4.

Der König starb den 13. Septbr. Sechszehnhundert Acht und Neunzig, nach acht bis neun monatlichen sehr schweren Leiden. Zwei und zwanzig Tage lang hatte er einen Blutfluß aus allen Ableitungskanälen des Körpers und zuletzt bekam er mehrere Geschwüre auf der Brust, in welchen eine Menge Ungeziefer wimmelte, das nicht zu vertilgen war. Ein merkwürdiges Aktenstück ist das Testament Philips des Zweiten, das man in einem Kästchen fand, welches er seinem Günstlinge, dem Christoph von Mora gab, von Mehreren aber bestritten wird. Man

sehe hier Sepulveda und Wadsons History of the Reign Philip II.

Anmerkung 6 zu Seite 5.

Diese Commissärs waren Horatio del Monte, Erzbischof von Arles und der Pater Ange nebst dem Erzbischof von Modena, päpstlichen Nuntius. Sie versammelten sich im Pallaste Heinrichs v. Gondi, Erzbischofs von Paris und nach Prüfung aller Gründe erklärten sie wegen Nähe der Verwandtschaft und Mangel des Einverständnißes diese Ehe für nichtig. Heinrich und Margaretha waren im dritten Grade verwändt, die Mutter von Johanna Albret, die gleichfalls Margaretha hieß, war eine Schwester Franz des Ersten. Man sehe hier Mathieu, diesen Ehescheidungs-Prozeß betreffend. 2. B. 2. Buch.

Anmerkung 7 zu Seite 13.

Nach den Denkwürdigkeiten des Marschalls von Bassompiere und Anderen war wohl Frau von Entragues den Wünschen des Königs im Geheim günstig und sie hatte ihn auch deshalb nach Malherbes geladen, allein ihr Gemahl und auch vorzüglich der Graf von Auvergne, der Stiefbruder Henriettens, sollen in der That sehr aufgebracht über die Bewerbungen des Königs gewesen seyn und alles Mögliche gethan haben, sie zu beenden. Doch müßen sie sich, wie der Erfolg lehrt, besänftigt haben.

Anmerkung 8 zu Seite 16.

Bei dieser Gelegenheit war es, daß Sülly, als der König ihm dieses Eheversprechen zeigte und mehrere Male in ihn drang, ihm recht offenherzig seine Meinung zu sagen, Jenem dasselbe schweigend aus der Hand nahm und in Stücke riß.

Comment, Morbieu! ſagte Heinrich aufgebracht, que pretendés Vous faire? Je crois que Vous êtes fou!

Il est vrai, Sire, erwiederte der Miniſter, je suis un fou, et plut au ciel que je le fuſse tout seul en France.

Mon parti, fährt Sülly in ſeinen Denkwürdigkeiten fort, etoit pris interieurement de m'exposer a tout, plutôt que de trahir par une pernicieuse deference mon devoir et la verité. u. ſ. w.

Der König hörte, ſo zornig er Anfangs war, des Miniſters Gründe, die jenes Papier bekämpften, geduldig an, allein — ſo heftig iſt die Leidenſchaft — er ging in ſein Kabinett, ohne ein Wort zu ſprechen, ließ ſich anderes Papier, Tinte und Feder geben und — ſchrieb ein zweites Verſprechen, welches er der Da-

me seines Herzens gab, und das ihm spä-
ter viel Unruhe und Verdruß machte.

Anmerkung 9 zu Seite 17.

Claud von Lothringen, vierter Sohn des zu Blois ermordeten Herzogs von Guise, nachher Herzog von Chevreuse. Er ließ sich in mehrere gefährliche Verbindungen mit Spanien gegen den König ein. Der König verzieh ihm, verbannte ihn auf sein Schloß Dampiere, wo er die Erlaubniß erhielt, wieder zurückzukehren. Endlich unterfing er sich, der Marquise von Verneuil und der Frau von Moret den Hof zu machen, wie wir es im Verlauf der Geschichte noch finden werden, worüber Heinrich sehr aufgebracht wurde und ihm, da er sich auch neuerdings in Verbindungen mit Spanien einließ, den Prozeß machen lassen wollte; allein er entkam; der König verwandelte das Todesurtheil in ewige Verbannung,

auch kam er erst nach Heinrichs Tode nach Frankreich zurück, wo er im Jahre Sechszehnhundert Sieben und Fünfzig starb.

Anmerkung 10 zu Seite 21.

Maria von Medizis, Tochter Franz des Zweiten von Medizis, Großherzogs von Toskana, und der Erzherzogin Johanne von Oesterreich, Tochter Kaiser Ferdinands des Vierten, gebohren Fünfzehnhundert Drei und Siebenzig, wurde Sechszehnhundert an Heinrich den Vierten vermählt. Sie brachte einen Brautschatz von 600,000 Thaler, ohne ihren Schmuck, mit. Nach Heinrichs Tod wurde sie vorzüglich durch die sehr eifrige Verwendung des Herzogs von Epernon Regentin von Frankreich und Vormünderin Ludwigs des Dreizehnten. Sie verabschiedete Sülly; Concini und seine Gattin, die ränkesüchtige Leonore, beherrschten sie unumschränkt.

Frankreich sank unter dieser Regentschaft, und verlohr an Macht und Ansehen. Als Ludwig zur Regierung kam, stiftete sie mehrere Male Unruhen; endlich wurde sie nach Blois und später, als sie sogar die Waffen ergriffen hatte, nach Compiegne verwiesen. Von dort entfloh sie nach Brüssel und starb, nachdem sie sich mehrere Male vergeblich an das Parlement gewendet hatte, zu Cöln im Jahre Sechszehnhundert Zwei und Vierzig in großer Dürftigkeit.

Die Hauptzüge ihres Charakters waren Ehrgeiz, Eigensinn, Herrschsucht und Eifersucht, zu welcher freilich ihr Gemahl hinlängliche Veranlassung gab.

Sie erbaute das Palais Luxemburg, eine schöne Wasserleitung, und ihr verdankt man den öffentlichen Spaziergang Cours la Reine.

Anmerkung 11 zu Seite 22.

Von Seite Frankreichs waren zur Beendigung dieser Angelegenheit bestellt: der Conetable von Montmorency, der Kanzler Bellievre, der Minister Villeroi und Sülly; von Seite des Großherzogs Jeannini, Bouanini und der Staatssekretair Crisalti.

Anmerkung 12 zu Seite 22.

Der König war so sehr überrascht, daß, als er Sülly beim Eintritt fragte, wo er herkäme und dieser ihm antwortete, Sire, nous venons de Vous marier, derselbe eine ganze Viertelstunde im Zimmer herum ging, an den Nägeln kaute und kein Wort sprach. Endlich schlug er, als sich selbst überwindend und einen schweren Entschluß fassend, die Hände ineinander und rief: Eh bien! depardieu! soit: il n'y a remede. Puisque pour le bien de mon royaume vous

dites qu'il faut que je me marie, il faut donc se marier.

Anmerkung 13 zu Seite 22.

Es war dieses der Streit, der sich wegen des Marquisats von Saluces (Saluzo) erhoben hatte, welches der Herzog von Savoyen an Frankreich zurückgeben sollte.

Bei dem Friedensschluße hatte man die Ausgleichung dieser Angelegenheit auf einen schiedsrichterlichen Ausspruch des Papstes verwiesen. Der Herzog aber hatte so cabalirt, daß der Pabst sich zurückzog. Er hatte Unterhandlungen mit der Herzogin von Beaufort angeknüpft und man glaubt, daß, wenn diese gelebt hätte, er das Marquisat behalten hätte. Er kam nachher selbst nach Paris und wandte Alles an, Bestechungen, Geschenke, — erschöpfte sich in diplomatischen Künsten, allein es half ihm nichts, er mußte un-

verrichteter Dinge abreisen und versprach, es heraus zu geben; da er aber zu lange zögerte, ließ der König Truppen ins Feld rücken und brachte dann bald einen Vergleich zu Stande, so daß der Herzog, statt des Marquisats Saluces, die festen Oerter Sental, Monts, Roquesparviere, die ganze Bresse, die Ufer der Rhone auf beiden Seiten bis nach Lyon, ausgenommen der Brücke von Grazia, nebst mehreren andern Städten, Flecken und Amteien in der Dauphiné abtrat.

Anmerkung 14 zu Seite 26.

Wegen des in der vorigen Anmerkung erwähnten abgeschlossenen Friedens versammelten sich zu Lyon der Legat des Papstes, Kardinal Aldobrandini, Des-Aymes, Minister des Herzogs von Savoyen und, um mit diesem zu unterhandeln, der Kardinal du Peron, der Kanzler Bellievre, Villeroi und Jeannin. Diese

konnten nicht zu Rechte kommen und nachdem Heinrich, auf Süllh's Anrathen, die Festungswerke von Bourg und St. Katharina in die Luft sprengen ließ, wurde der Kardinal-Legat, dem Villeroi und die andern Diplomaten versprochen hatten, daß kein fester Platz geschleift werden sollte, so erbittert, daß er die Unterhandlungen abbrach; als er aber bemerkte, daß die Sachen übel gingen und Heinrichs Armee einen festen Platz nach dem andern nahm, so knüpfte er sie dennoch wieder an, so daß endlich der oben angeführte Vertrag zu Stande kam.

Anmerkung 15 zu Seite 26.

Die Prinzeß reiste den 17. Oktober von Florenz ab und schiffte sich unter starker Bedeckung zu Livorno ein, stieg zu Toulon ans Land, und kam über Marseille, Avignon nach Lyon, wo der König den 9. November Nachts ankam und sie

überraschte. Er drängte sich zuerst um sie zu sehen, da sie beim Nachtessen war, durch die Menge, allein da er erkannt wurde und man ihm Platz machte, zog er sich gleich wieder zurück und wartete, bis die Tafel aufgehoben war und die Prinzeß sich in ihr Gemach zurückgezogen hatte. Er klopfte heftig an die Thüre, woraus die Königin vermuthete, daß es der König sey, und als dieser hereintrat, ging sie ihm entgegen, warf sich ihm zu Füßen und sagte: daß sie nur gekommen wäre, dem Könige, als seine gehorsame Magd zu gehorchen und seinem Willen nachzuleben. Der König hob sie auf, umarmte sie und machte ihr viele Artigkeits- und Zärtlichkeitsversicherungen. Man lese das Weitere und über die Reise und den Empfang der Königin Marie in der Chronologia Septenaria an. 1600.

Anmerkung 16 zu Seite 27.

Man fand, zum Beweise, wie wenig man damit zufrieden war, eines Tages an der Zimmerthüre der Königin folgende Worte angeheftet: Non erat opus benevolentibus Medicis. Der Name Medizis war in Frankreich in zu üblem Andenken, als daß man nicht für ihn bange seyn sollte. Der Erfolg lehrte, daß man sich nicht irrte.

Anmerkung 17 zu Seite 29.

Die Chronologia Septenaria von 1600 erzählt diese Begebenheit anders.

Es habe nämlich der Graf Soissons auf die Entdeckung, die diese Frau ihm gemacht, den Staatssekretair Lomenie in ein Kabinet versteckt, wo derselbe mit angehört habe, wie jene ihren Plan ausführen wolle. Man habe sie dann als Hexe lebendig verbrannt, indessen habe sie nur viel Bosheit und ein wenig Narrheit besessen.

Anmerkung 18 zu Seite 38.

Hier geht das Manuscript in sehr weitläuftige Erörterungen über Hofcabalen und Intriguen ein; mehrere Bögen sind mit Raisonnements und moralischen Bemerkungen angefüllt. Wer viel an Höfen gelebt hat, weiß es, wie es bisweilen daselbst hergeht; in keinem Falle hielt der Herausgeber es der Mühe werth, das ganze lange Compendium von Ermahnungen und Lehren hier einzuschalten, obgleich manche darunter ist, die beherzigt zu werden verdiente. Allein es bleibt wie es ist, und der goldne Köder an der Angelruthe, er mag nun bestehen in was er will, macht alle Ermahnungen und moralische Betrachtungen zu Nichte. Unsere Höfe in Deutschland, obgleich wohl manchmal so etwas mit unterlauft, sind nicht so reichhaltig an solchen Intriguen; im Ganzen verschmäht sie der deutsche Charakter und es geben sich ihnen nicht

Verfasser.

so Viele hin, als die Französischen, die Italienischen und Spanischen Höfe uns Beispiele in der Geschichte aller Zeiten bieten.

Anmerkung 19 zu Seite 42.

Der Dauphin wurde geboren den 27. September Sechszehnhundert Eins und wurde König, (als der erste Dauphin seit 84 Jahren) am 14. Mai Sechszehnhundert Zehn unter Vormundschaft seiner Mutter, Marie von Medizis. Er starb den 4. Mai Sechszehnhundert Drey und Vierzig. Perefix erzählt, daß, als das Kind gebohren war, der König ihm seinen Degen zwischen die Hände gab, ihm seinen Segen ertheilte und Gott bat, daß er ihm nur die Gnade angedeihen lassen möge, daß er sein Schwert nur zum Ruhme und zur Vertheidigung seines Volkes ziehen dürfe.

Anmerkung 20 zu Seite 59.

Vorzüglich cabalirte ein Kapuziner, Namens Hylarius, von Grenoble, zu Gunsten der Parthei der Marquise zu Rom, worüber der Kardinal von Ossat sich sehr beklagte.

Anmerkung 21 zu Seite 60.

Dieses Eheversprechen wurde in Gegenwart des Grafen von Soissons, des Kanzlers Bellievre, Silery's, La Gurle, Jeannins und Villeroy's zurückgegeben und ein förmlicher Akt darüber aufgesetzt, daß dieß die einzige wahre und ächte Handschrift des Königs sey und die Erklärung des Herrn von Entragues, dieses Aktenstück betreffend, jenem beigefügt. — Man sehe Memoires de Sully.

Anmerkung 22 zu Seite 60.

Außer der Gräfin von Moret, liebte er noch Fräulein Charlotte d'Essards,

Gräfin von Romorantin, von welchen beiden er Kinder hatte. Auch von dieser wird später die Rede seyn; dann Marie Babau, Vicomtesse von Entragues, nachher zwei Cousinen der schönen Gabriele und auch eine Schwester der Marquise von Verneuil, welche viel schöner als diese gewesen seyn soll. Vittoria Siri, ein zwar nicht immer der Wahrheit sehr getreuer Schriftsteller, erzählt uns rücksichtlich dieser jungen Dame folgende Anekdote, in seinen Mémoires recondit, 1. Band, Seite 297.

„Als bei der Verschwörung des Grafen von Auvergne und Herrn von Entragues die Rede davon gewesen sey, den König entweder in die Gewalt zu bekommen, oder zu ermorden, wollte man die Liebe Heinrichs zu diesem jungen Frauenzimmer benützen, ihn in eine Falle zu locken. Entragues schickte deßhalb seine Frau nach Fontainebleau, wo jene war,

sie abzuholen, weil er keineswegs zweifelte, daß der König sich Allem aussetzen würde, sie zu Malherbes, wo er sie hinbringen ließ, zu besuchen. Wirklich sendete Heinrich täglich als Bauern verkleidete Hofleute dahin, sie zu begrüßen, welchen sie aber stets antwortete, daß sie so genau beobachtet würde, daß es gar keinen Anschein habe, daß sie den König zu sehen bekommen könne. Er verfügte sich endlich, bloß vom Marschall von Bassompiere begleitet, dahin, konnte aber, aus Furcht erkannt zu werden, nicht in das Haus kommen und sprach nur durch das Fenster eines Saales ebener Erde mit ihr. Er schrieb ihr täglich und schickte ihr Verse, die er durch die beßten Dichter seines Hofes abfaßen ließ. Endlich redete er mit ihr ab, sie eines Tages im Freien auf einer Wiese zu sprechen, wohin er sich verkleidet begeben wolle. Allein, der Herr von Entragues, der sich

stellte, als wisse er von alle dem nichts, konnte es doch seiner Tochter nicht verschweigen, was er im Schilde führe. — Diese, die entweder den König wirklich liebte, oder die Folgen befürchtete, hob die Zusammenkunft auf und nahm andere Maasregeln, um den König keiner solchen Gefahr auszusetzen. Einige Zeit nachher kehrte der König zur Marquise von Verneuil zurück, wo er aber sich beinahe ähnlichen Gefahren aussetzte, denn als Heinrich die Marquise einmal von Fontainebleau aus zu Verneuil besuchen wollte, wäre er beinahe unter fünfzehn bis sechszehn Personen gerathen, die Herr von Entragues ausgesendet haben sollte, ihn zu ermorden, wo er nur durch einen besonderen glücklichen Zufall entkam. Da ausser Siri Niemand dieser Begebenheiten erwähnt, so ist die Richtigkeit derselben auch nicht ganz hergestellt.

Diese junge Dame ist es aber wahrscheinlich, welche Heinrich unter dem Namen Lise verehrte, über welche noch mehrere Gedichte von Colin verfaßt und von Heinrichs Hand geschrieben zu sehen sind.

Anmerkung 23 zu Seite 60.

Karl von Gontaut, Herzog von Biron, gebohren Fünfzehnhundert Fünf und Sechzig, war schon in früher Jugend ein ausgezeichneter Soldat. Heinrich der Vierte verdankte ihm viel und daher auch die Freundschaft und Anhänglichkeit, die er für diesen alten Waffengenossen trug. — Durch die Spanier und den Herzog von Savoyen verleitet, mißvergnügt, daß er die Admiralswürde Villars Brankes abtreten mußte, (wofür er jedoch mit dem Marschallsstabe und 420,000 Livres entschädigt wurde) ließ er sich in aufrührische Verbindungen ein. Der König, der dies erfuhr, stellte ihn zu Lyon zu Rede,

worauf er demselben Alles gestand und von ihm Verzeihung erhielt; allein er gab die Verbindungen nicht auf; mit dem Herzog von Bouillon und dem Grafen von Auvergne setzte er seine Umtriebe fort, bis endlich der König beide nach Fontainebleau nach Hofe beschied, wo sie fest genommen und nach Paris in die Bastille abgeführt wurden. La Fin, der früher Vertrauter des Herzogs war, aber sich von ihm für zurückgesetzt hielt, hatte ihn verrathen und seine Schriften ausgeliefert, denen zu Folge sein Verbrechen so erwiesen war, daß er nicht mehr verschont werden konnte, obgleich der König ihm mehrere Male volle Gnade versprechen ließ, wenn er bekennen und um Verzeihung bitten wollte. Da er dieses nicht that, ging der Prozeß fort. Er wurde zum Tode verurtheilt und verlor im Jahr Sechszehnhundert Zwei im Hofe der Bastille den Kopf.

Biron war tapfer und voll Muth, doch soll ihn dieser in den letzten Augenblicken seines Lebens verlassen haben; er war wenig unterrichtet, sehr eitel und voll Ehrgeitz, welcher ihn so weit verleitete. Alle andern Mitschuldigen, deren sehr viele waren, begnadigte Heinrich.

Anmerkung 24 zu Seite 61.

Man war sehr erstaunt, warum Heinrich diesen, der gleich dem Herzoge von Biron zum Tode verurtheilt war, begnadigte. Sicher ist's, daß die Marquise von Verneuil sehr vielen Antheil daran hatte. Allein Heinrich selbst sagte, er könne einem Menschen nichts thun lassen, der ihm von seinem Vorgänger auf dem Throne (Heinrich dem Dritten) auf dem Sterbebette so sehr empfohlen worden sey; dann habe ihm der Graf von Auvergne in einer geheimen Unterredung versprochen, ihm später alle ge-

heimen Verzweigungen der Verschwörung zu entdecken, ja, er wolle die Fäden sogar im Stillen fortführen, um den König beständig im Klaren über alle Plane seiner Feinde zu erhalten. Der König sah am Ende wohl ein, daß er ihn getäuscht habe, aber sein zur Großmuth und zum Verzeihen geneigtes Herz ließ ihn nie einen solchen Schritt bereuen.

Anmerkung 25 zu Seite 66.

Man sehe in Sülly's Denkwürdigkeiten 5. Band, S. 173, die Klage des Königs über die Königin. Die Prinzeß von Guise wußte diesen Augenblick von Gunst trefflich zu benützen, indem sie den König zur Einwilligung in ihre Heirath mit Franz von Bourbon, Herzog v. Condi, geneigt machte.

Anmerkung 26 zu Seite 73.

Elisabeth von Frankreich, gebohren

den 22. November Sechszehnhundert Zwei und Sechszehnhundert Fünfzehn an Philip den Vierten, König von von Spanien, verheirathet. Das Manuscript setzt die Geschichte mit der Herzogin von Nevers um zwei Jahre später in das Jahr Sechszehnhundert Vier. Es scheint aber aus mehreren zu erhellen, daß der König es mehrere Male versucht habe, diese Dame zu rühren; allein stets vergeblich.

Anmerkung 27 zu Seite 73.

Man findet bei Sülly die größte Lobrede über das gerade und bescheidene Betragen dieser Prinzeß rücksichtlich des Königs und des Staates. Margarethe garda cette conduite de droiture et de désintéresſment le reste de sa vie; on ne s'aperçût jamais qu'elle eût appartenû si près au Roy. Das sind Sülly's eigene Worte.

Wenn dieser politische Zweck wahr seyn sollte, so hat er ihn, wie die Denkwürdigkeiten der damaligen Zeit sagen, ziemlich erreicht; denn die Großen des Hofes verloren solche hohen Summen, daß die meisten Familien in Verfall geriethen. Der König selbst spielte sehr hoch und verlor sehr ungerne. Man erzählt, daß, als er einstmals mit dem Herzoge von Savoyen Prime spielte, er auf einem Satz von vier tausend Pistolen sein Spiel aufschlug, indem er glaubte, gewonnen zu haben. Der Herzog, der das gewonnene Spiel in der Hand hatte, begnügte sich, dies den Herzogen von Guise und Aubigne zu zeigen und warf dann die Karten zusammen. Wahrscheinlich that er dies aus Politik, um den König bei guter Laune zu erhalten, da es gerade in dem Augenblicke seiner eifrigsten Unterhandlung um das Marquisat Saluces war. Allein er erkaufte

es doch auch um diesen Preis nicht, wie wir gesehen haben.

Aus der sonstigen Denkart Heinrichs läßt sich aber nicht wohl abnehmen, daß er absichtlich Familien unglücklich machen wollte, und er war zu guter Staatsmann, um nicht zu wissen, daß er von armen Unterthanen in Zeit von Noth und Gefahr auch keine Unterstützung hoffen könne, und der Grundsatz, daß die Reichen Unruhen beginnen, ist nicht richtig, denn diese gehen gewöhnlich von denen aus, die reich werden wollen.

Anmerkung 29 zu Seite 84.

Eine Anspielung, weil man an der königlichen Tafel nicht früher trinken durfte, bis der König getrunken hatte; weswegen, als Cercmonie, der König sich durch einen Kammerherrn einen Pokal reichen ließ, so bald er sich gesetzt hatte und that, als tränke er, worauf laut ge-

rufen wurde: „le Roy boit!“ und Jedermann nach Belieben trinken konnte.

Anmerkung 30 zu Seite 87.

Die Verwandtschaft rührte von Margaretha von Bourbon, seiner Tante väterlicher Seite, her, die in ihrer Ehe mit Florenz von Cleves, Herzog von Nivernois, unter andern die Herzogin von Guise gebohren hatte, die zuerst mit Anton von Croy, Fürsten von Porzia, und nachher mit dem Herzoge von Guise, der, wie öfters erwähnet, zu Blois ermordet wurde, verheirathet war.

Anmerkung 31 zu Seite 100.

Concini, ein Florentiner, kam als Cavalier mit Maria von Medicis nach Frankreich, und heirathete die Lieblings-Dame der Königin, Maria Eleonore Galligai. Der König haßte ihn; er hatte eine Ahnung, was er einst werden und

welches Unheil er stiften würde, denn man erzählt, als er einstmals einen Auftrag der Königin dem Könige hinterbracht habe, dieser, nachdem er wieder hinaus gegangen war, zu seiner Umgebung gesagt habe: seht diesen Menschen! sollte ich sterben, so würde er das ganze Königreich regieren, allein schlecht genug. Diese Prophezeihung traf ein, denn als der König starb, so war er in der That durch seine Frau und die Königin Regent. Er stieg von Würde zu Würde, wurde endlich Marschall von Frankreich, ohngeachtet beschlossen war, während der Minderjährigkeit des Königs keinen Marschallstaab zu ertheilen. Er häufte Reichthümer auf Reichthümer und kaufte das Marquisat von Ancre, wonach er genannt wurde. Endlich wurde er durch seine Habsucht, seine Ränke und seinen Hochmuth so allgemein verhaßt, daß sein Untergang beschlossen wurde. De Luynes,

der bei dem jungen Könige alles galt, hatte es über sich genommen. Er bewog den Prinzen, seinen Tod zu befehlen. Nicolaus Hospital Marquis von Vitri, Capitaine de Garde und sein Bruder de Hallier, erhielten den Auftrag. — Sie überfielen ihn mit einigen Pistolenschüssen. Man schafte seinen Körper heimlich in die Kirche von St. Germain de l'Auxerrois, allein das Volk zog denselben dort aus dem Grabe, riß ihn in Stücke und das Herz aus dem Leibe, einige warfen etliche Stücke auf die Kohlen, brieten und aßen es. Da man ihm und seiner Gemahlin Schuld gab, Staatsgeheimnisse dem Savoyischen Hofe verrathen zu haben, so machte das Parlament der Letztern den Prozeß. Sie wurde enthauptet, ihr Sohn des Landes verwiesen, und die Güter eingezogen. Dies war das Ende dieser allmächtigen Familie, die sich aus dem Staube gehoben hatte, und

da sie keine Schranken kannte und Mäßigung jeder Art ihr fremd war, schreckbar, jedoch verdient, endete. Der Marschall hatte Ahnung seines Schicksals, er beschwor seine Frau öfters, nachdem er große Schätze nach Italien geflüchtet hatte, mit ihr das Land zu verlassen, allein sie beharrte standhaft, zu bleiben und bezahlte diese Beharrlichkeit endlich mit ihrem Leben und der ewigen Brandmarkung ihres Namens, denn das Unglück, das sie und ihr Gatte über Frankreich brachten, lebte lange im Angedenken fort.

Zwar war sie so fein, daß man ihr kein eigentliches Verbrechen beweisen konnte; um aber einen gesetzlichen Grund (moralische hatte man deren nur zu viele) zu finden, so beschuldigte man sie, die Königin bezaubert zu haben, um eine solche Gewalt über sie zu bekommen.

„Ich, antwortete sie ihren Richtern,
„bediente mich nie eines andern Zaubers,
„als meines Verstandes; ist es zu bewun-
„dern, daß ich dadurch die Königin be-
„herrschte, die gar keinen besitzt?“ —

Anmerkung 32 zu Seite 101.

Dieser Gesandte (von Florenz) be-
trieb die Angelegenheiten der Königin und
ihrer Parthei am Spanischen Hofe so of-
fen, daß Vaucelas, der französische Bot-
schafter, nicht anders glauben konnte, als
geschehe dies mit Einwilligung Heinrichs.
Er beschwerte sich bitter darüber, daß man
ihn so auf die Seite setze und von die-
sen Verhandlungen, (indem er glauben
müßte, der König habe sein System ge-
ändert,) gar nichts offenbaren und durch
ihn führen lassen wollte. Er finde es
sehr kränkend, daß Se. Majestät sich ei-
nes fremden Gesandten mehr, als ihres
eigenen bediene u. s. w. Der König be-

ruhigte ihn durch die Versicherung, daß Alles ohne sein Wissen geschehe und war nicht wenig aufgebracht über die Rädelsführer dieser Cabale gegen ihn und seine Plane.

Anmerkung 33 zu Seite 117.

Es war, als verfolge den Herzog von Bassompiere in derselben Periode das Unglück; denn kaum hatte er sich über diesen Unstern und den Verlust der Braut etwas getröstet, als ihm neuerdings etwas sehr Unangenehmes begegnete.

Ein Stallmeister der Königin, Namens Camille Simoni, der in einer kleinen Strasse gegen über der Thüre des Münzgebäudes und unweit des Hauses der Frau von Entragues, wohnte, traf eines Abends, als er nach Hause kam, bei seiner Hausfrau, in die er verliebt war, einen fremden Mann in großer Vertraulichkeit mit dieser an. Er ermordete

ihn mit vielen Degenstichen und warf ihn im Hemde aus dem Hause. — Dieser schleppte sich so gut er konnte fort, bis unter die Fenster des Fräulein des Fräulein von Entragues, wo er liegen blieb, und starb.

Ein Vorübergehender, welcher wußte, in welchem Einverständnisse Bassompiere früher mit Fräulein von Entragues gestanden hatte, glaubte, als er einen Mann sterbend sah, daß jener es selbst sey, lief schleunigst in dessen Behausung und sagte seinen Leuten, wie er ihren Herrn gefunden habe. Da derselbe erst spät ausgegangen war, so glaubten sie, was der Mann ihnen sagte. Sie liefen schnell und unbesonnen an den Ort, der ihnen angezeigt worden war, fanden den Leichnam, hielten ihn in der Dunkelheit für ihren Herrn und nahmen ihn mit sich. Erst als sie ihn zu Hause näher beleuchteten, erkannten sie ihren Irrthum, sie

sahen ein, daß sie einen dummen Streich begangen hatten und brachten in der Verlegenheit den Körper zu einem Wundarzte. Die Gerichte wurden nun davon in Kenntniß gesetzt und auf diese Weise wurde die ganze Sache ruchbar und zum Stadtgespräche. Man ließ den Zungen freien Lauf und es wurde manches auf Kosten des Fräulein von Entragues und des Herzogs gesprochen, was Letzterem unangenehmer war, als der Erstern, die einen gewissen Stolz darein setzte, viele Anbeter zu haben.

Anmerkung 34 zu Seite 118.

Sülly bestättigt in seinen Memoires den Ankauf dieses Schmuckes, den die Herzogin von Angouleme bei dem Goldschmied Messier auf der Wechselbrücke (pont de change) kaufte, und von welchem an jenen die Rechnung zur Bezahlung gebracht wurde, wie auch das Geschenk der 2000 Thaler zur Ausstattung.

Anmerkung 35 zu Seite 127.

Man lese hier die Memoires der Herzöge von Sülly und Bassompiere nach, sie stimmen genau mit dem Manuscripte überein.

Dieses sucht hier in einer langen Abhandlung zu beweisen, wie die Flucht des Prinzen Condé lange vorbereitet gewesen wäre, wie viel Leute, aber vorzüglich Spanier und Spanisches Geld, hier die Hand im Spiele gehabt hätten; wie die Feinde Heinrichs, aber mehr seine Feinde an seinem eigenen Hofe, als auswärtige, ihm einen schmerzhaften empfindlichen Streich dadurch versetzen wollten, daß die Königin selbst die Flucht begünstigt habe. Concini habe zu diesem Behufe, da es der Königin in dem Augenblicke an baarem Gelde fehlte, drei brillantene Nadeln bei einem Juwelier, Namens St. Simon, für zwölf hundert Pistolen versetzt und dem Prinzen dieses

Geld durch seinen Secretär Cüvetier zu-
stellen lassen, kurz, daß der Prinz von
allen Seiten aufgefordert und aufgemun-
tert worden sey, diesen Schritt zu thun.

Er machte, in seiner Unbesonnen-
heit, beinahe kein Geheimniß daraus, und
selbst seine Unterredung mit Sülly (man
sehe dessen Memoires) bestättigen dieses.

Die Sache wurde durch den Arzt
des Prinzen von Condé geleitet, der mit
einem andern Genuesischen Arzte in ge-
nauem Verhältniße stand. Dieser letztere
wurde zuerst im Geheimen von dem Prin-
zen an den Grafen Spinola nach dem
Haag, und von dort nach England geschickt,
um wegen einer günstigen Aufnahme zu
unterhandeln. Heinrich selbst fürchtete sich
schon länger vor diesen Schritt des Prin-
zen, allein er glaubte doch nicht, daß
er den Muth haben würde, ihn zu
wagen.

Anmerkung 36 zu Seite 132.

Wir können nicht unterlassen, hier einen Auszug aus einem Briefe eines Fräulein von Brankas, Nichte der Marquise von Verneuil, die bei der Unterredung gegenwärtig war, einzuschalten, der uns im Originale vorlag.

Nach dem Eingange, der Familien-Nachrichten und andere unbedeutende Gegenstände, betrifft, fährt sie fort: „Es war Ein Uhr, als der König von Herrn le Grand begleitet, (der Oberstallmeister Bellegarde) bei unserer kleinen Hintertreppe abstieg und sich zu uns ins Zimmer begab, in welchem, ausser der Tante und mir, sich Niemand befand. Als er eintrat, umarmte er die Tante, welche mir einen Wink gab, mich zu entfernen; allein der König sagte, als ich gehen wollte, lasse die Kleine hier, sie ist vernünftig und verschwiegen, ich kenne sie, (elle est raisonable et discrette). Ich blieb

also. Meine Liebe, fuhr der König fort, du weißt es wohl schon? Nichts, sagte die Tante, gar nichts; allein ich sehe Sie, Sire, sehr beunruhigt, um Gottes Willen! was giebt es?"

„Was, du wüßtest nichts, versetzte der König, daß mein Neffe von Condè mit seiner Frau fort ist? daß er sie, Gott weiß wohin? geführt hat? daß er sie vielleicht in die Wälder versteckt hat, sie vielleicht umbringt, oder der Himmel weiß was, thut?"

„Kein Wort! erwiederte die Tante; (ich wunderte mich ein wenig über diese Kühnheit, denn schon ehe wir aufgestanden waren, war le Tourenne da gewesen, diese Nachricht zu hinterbringen.)"

„Weißt du, was ich gethan habe? fuhr der König fort?"

„Sie haben sie laufen lassen, die Undankbaren, sagte die Tante."

„Ventre saint gris! rief der König, das habe ich nicht! Sie sollen wieder hierher, der Herr Neffe solls bezahlen! Mir das zu thun! Du kennst meine Schwachheit für diese Kleine; ich liebe sie nicht, wie dich, setzte er gutmüthig und die Tante bei der Hand fassend hinzu, allein —

„Aber, fiel die Tante lächelnd ein, sind Sie nicht ein Sünder, daß Sie mit der Frau Ihres Sohnes Gemeinschaft haben wollen? Sie wissen, was Sie mir darüber gesagt haben *); allein ernsthaft — lassen Sie hören, was haben Sie gethan?"

---

*) Man sagte in der That, daß es so gewesen sey und die Memoires pour l'histoire de France erwähnen einer Aeusserung Heinrichs, als ihn der Prinz von Condé bat, ihm zu erlauben, daß er sich mit seiner Gemahlin in eines seiner Landhäuser zurückziehen dürfe,

Die Briefschreiberin erzählt hier, was wir wissen und die ganze Unterredung des Königs mit seinen Ministern beinahe buchstäblich, dann fährt sie fort:

„Nun, sagte der König, was hättest du an meiner Stelle gethan?“

„Ich weiß es nicht recht, versetzte die Tante, Herrn von Rosni's Rath war gut, vielleicht der vernünftigste, allein auch der langsamste und am spätesten zum Ziele führende. Pralin ist der Mann, mit Feuer und Schwert darein zu schlagen; gelingt es ihm nicht, die Flüchtlinge zurückzubringen, so gelingt es Keinem. Aber,

---

und, als der König dieses hart abschlug, er das Wort Tyranney fallen ließ, daß der König dieses Wort aufgenommen und geantwortet habe: Je n'ai fait en ma vie acte de Tyran que quand je vous ai fait reconnaitre pour ce que vous n'etiés point.

fuhr die Tante fort, (es war nicht recht von der Tante, denn das war ihr Ernst sicher nicht,) indem sie ein sehr betrübtes Gesicht annahm — wie kann man meinen guten König so betrüben; sehen Sie, ich liebe Sie gewiß von Herzen und ich habe gewiß mehr Ursache, als keine andere zu wünschen, daß die Prinzeß wegbleibe, allein ich wollte die Hälfte meines Vermögens darum geben, meinen König wieder beruhigt zu sehen und die Sache ungeschehen machen zu können. — (Das war wieder nicht recht, denn heute Morgen sprach die Tante ganz anders.) Der König umarmte die Tante herzlich; du bist meine treueste, beste Freundin, sagte er voll Feuer, du bist die Einzige, die Mitleiden mit mir und Gefühl für mich hat, mir auch meine Schwachheiten verzeiht. Es ist mein Glück und meine Wonne, versetzte die Tante, wenn mein König, der Abgott meines Herzens, dies

erkennt. Allein jetzt muß man sich mit den Mitteln beschäftigen, wie man das Uebel beschwört. Ich wüßte wohl — und was? was? unterbrach sie der König, geschwind was? wie?"

„Nun, sagte die Tante, sollte man wissen, wo sie sind und gelingt es Pralin nicht, sie zurück zu bringen, so muß man die Prinzeß entführen. Der Einfall, fiel der König ein, ist kostbar! O Weiber, eure Spitzfindigkeit übertrifft aller Männer Verstand, die Gelehrsamkeit aller meiner Minister! Aber still! fuhr er fort; Kleine, sagte er sich zu mir wendend, du hast nichts gehört." u. s. w.

In der That scheint der König später den Rath benützt zu haben, indem er, wie man im Verlaufe der Geschichte sehen wird, und was auch der Pater Daniel im 10. Band seiner Geschichte von Frankreich S. 437 bestättigt, den Marquis von Coeuvres nach Brüssel schickte,

die Prinzeß zu entführen, was auch gelungen wäre, hätte der König es nicht seiner Gemahlin anvertraut, welche sogleich heimlich einen Eilboten an den Marquis von Spinola absandte, um den Anschlag zu verrathen, der denn der Prinzeß eine Wohnung im Palaste einräumte und Coeuvres Plan vereitelte.

Anmerkung 37 zu Seite 135.

Süllly behandelt diese Angelegenheit weitläuftig. Die Memoires de l'histoire de France und vorzüglich Siri in den Memoires Recond. lassen sich in der Länge und Breite darüber aus; doch sind des Letztern Nachrichten ohne Gewährschaft, indem er sehr viele sogenannte, on dit, (Sagen) aufgenommen hat. Pater Daniel, der die Bibliothek, und die in derselben niedergelegten Handschriften und Briefe des Abbe'e von Estres benützte, verdient nebst Süllly und Baßompiere den meisten Glauben.

Anmerkung 38 zu Seite 138.

Der Herzog Wilhelm von Cleve, der früher Bischof von Münster war, nach dem Tode seines Bruders Carl Friedrich aber abdankte, sich zuerst mit einer Prinzeß von Baden, dann mit einer Prinzeß aus dem Hause Lothringen verheirathete, starb den 25. Jenner Sechszehnhundert Neun wahnsinnig, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Es traten hier viele Anspruchmachende auf. Sachsen wegen der Großtante Sybilla, dann noch wegen eines Expektanz-Decrets, das Churfürst Albert vom Kaiser Friedrich dem Dritten erhalten hatte, im Fall das Clevische Haus ohne Mannserben erlöschen sollte vom Jahre Vierzehnhundert Drei und Achtzig, welches Kaiser Maximilian Vierzehnhundert Sechs und Achtzig bestättigte, wie auch Kaiser Karl der Fünfte im Jahre Fünfzehnhundert Vier und Vierzig. Denn der Herzog Albrecht von Brandenburg,

Pfalzgraf Ludwig von Pfalz-Neuburg, Johann Herzog von Zweibrücken und Carl von Oestreich, Markgraf von Burgau, welche sämmtlich mit Schwestern vom Herzoge Wilhelm vermählt waren. Doch hatten die ersten drei Schwestern, durch eine Summe Geldes abgefunden, feierlichst entsagt.

Bald nach seinem Tode setzte der Erzherzog Leopold und Brandenburg sich in Besitz. Diesen Letztern gegen das Haus Oestreich in Schutz zu nehmen, ergriff Heinrich unter dem Vorwande, seine Alliirten zu unterstützen, die Waffen, wurde aber durch den Tod gehindert, seine Plane durchzuführen, was die deutschen Fürsten, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, sehr bestürzte und was auch wahrscheinlich die Sache schneller und zu einem andern Resultate geführt haben würde, hätte er sich an die Spitze seines Heeres setzen können. Nach mehreren zerschlagenen Un-

terhandlungen, als zu Jütterbok Sechszehnhundert Eilf, zu Santen u. a. Orten, brachen die Feindseligkeiten aus, die mit verschiedenem Erfolge geführt wurden; eben so führten die Vergleiche, die zu Düsseldorf abgeschlossen wurden Sechszehnhundert Vier und Zwanzig, Sechszehnhundert Neun und Zwanzig, und Sechszehnhundert Sieben und Vierzig zu keinem Ende, bis endlich Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Pfalzgraf Philipp Sechszehnhundert Sechs u. Sechszig einen beständigen Erbvergleich zusammen abschlossen, wonach Brandenburg Cleve, und die Pfalz Jülich und Berg erhielt. Zwar protestirte Sachsen, auch machte Schweden wegen der Abstammung aus dem Hause Zweibrücken, Forderungen, allein es blieb doch in der Hauptsache bei diesem Erbvergleiche. Wegen der Herrschaften Winneburg und Ravensberg verstand man sich noch später.

Anmerkung 39 zu Seite 142.

Es ist sehr sonderbar, daß an so vielen Orten sich das Gerücht des Todes des Königs, noch vor demselben, verbreitete; im Mailändischen und in Spanien lief ein gedrucktes Blatt um, das diesen verkündete; durch Lüttich eilte ein Eilbote schon acht Tage früher, welcher sagte, daß er den deutschen Prinzen diese Nachricht bringen müßte; auf einem Altare zu Montargis fand man einen Zettel, auf dem sein Tod vorher gesagt wurde. Dies scheint auf eine große ausgebreitete Verschwörung gegen sein Leben zu deuten. Siehe Perifix.

Was die Ahnungen Heinrichs anbelangt, so vermehrte er seinen Glauben daran noch durch vieles Nachforschen. So ließ er einstmals, als er bei Zamet sechs Monate vor seinem Tode war, einen berüchtigten Astrologen, Thomesin, kommen, welcher ihm sagte, er solle sich für den

Monat Mai Sechszehnhundert Zehn hüten; er bezeichnete ihm, so sagt man, Tag und Stunde, wo er ermordet werden würde. Der König spottete seiner, lachte darüber, nahm ihn beim Barte und schickte ihn so weiter; allein die Wahrsagung ließ doch, so wenig er es scheinen lassen wollte, einen tiefen Eindruck zurück.

Hiezu kamen die Träume der Königin. Einmal träumte ihr, der König sey in einem Hause in der Strasse le Feronnerie gewesen, welches über ihn zusammen gestürzt sey; das andere Mal wachte sie voll Angstgeschrei des Nachts auf, und als der König um die Ursache fragte, sagte sie ihm, ihr habe so eben geträumt, man habe ihm auf der Treppe einen Messerstich gegeben. „Gott sey Dank, erwiederte der König, daß es nur ein Traum war.“ Doch er selbst hatte die feste Ueberzeugung, die er bei jeder Gelegenheit äusserte, daß er z. B. den

Dauphin öfter als König vorstellte, zur Königin sagte, palsès, palsès, Madame la Regente, und dergleichen. Man erzählt noch tausend ähnliche Dinge, die oft zufällig sind, und die man nicht bemerken würde, wenn sich nicht etwas Wichtiges darnach ereignet hätte.

Anmerkung 40 zu Seite 143.

Fräulein Gournai hatte von einer Person, Namens Jaqueline le Voyer, die früher bei der Frau von Verneuil gedient hatte, gehört, daß eine Verschwörung wider den König im Werke sey, daß der Herzog von Epernai und jene (die Frau von Verneuil) die Sache führten. Sie sagte dies einer Kammerfrau der Königin, Namens Katharina; allein da sie glaubte, daß dies nicht hinlänglich sey, schrieb sie die ganze Angabe an den Marschall von Schomberg, welcher darüber in große Verlegenheit gerieth. Von der einen Seite

war die Sache zu wichtig, um darüber zu schweigen; von der andern war es gefährlich, dem Könige Leute zu nennen, die seine Liebe, sein Vertrauen besaßen, um sich deren Feindschaft zuzuziehen. Der Marschall von Schomberg sprach endlich mit dem Könige darüber und sagte, daß man von den beiden Weibern (Gournai und Voyer) nähere Auskunft erhalten könne. Die Gournai blieb bei ihrer Aussage bis zu ihrem Tode, der bald nachher erfolgte. Die Voyer desgleichen. Bei der spätern Untersuchung wurde die Frau von Verneuil, Fräulein Tillet, der Kammerdiener der Frau von Verneuil, Stephan Sauvage und ein gewisser Jaques Gaudin, die alle von der Voyer (auch Fräulein Escoman, nach andern die Gattin Isaks von Varennes, Herrn von Escoman) angegeben waren, freigesprochen, letztere aber als verrückt auf Lebenszeit in ein Kloster gesperrt. M. s. memoires de l'histoire de France.

Anmerkung 41 zu Seite 146. *)

Heinrich sagte Dienstags: Ich werde Mittwochs zu St. Denis schlafen, Donnerstags zurückkommen, Freytags meine Geschäfte ordnen, Sonnabends werde ich herum laufen, Sonntags wird der Einzug meiner Frau seyn, Montags die Hochzeit meiner Tochter Vendome, Dienstags das Fest, und Mittwochs — heißt's, zu Pferd!

Anmerkung 42 zu Seite 146.

Franz Ravaillak, Mörder Heinrichs, war gebohren zu Angouleme von niedrigem Stande, zwei und dreißig Jahre alt, von schlechtem Ansehen, doch groß, von starkem Körperbau, einer bezeichneten Gesichtsbildung und rothen Haaren. Dieser niederträchtige Bösewicht trieb anfangs das Handwerk eines Schulmeisters, nachher machte er sich zum Bettelmönch, bald nachher aber warf er sein haarenes Gewand weg und gab sich mit Prozeßen ab. Er

verlohr einen, und mit ihm, was er be: saß und mußte, um leben zu können, wieder zu seinem ersten Geschäfte seine Zuflucht nehmen. Eines Verbrechens we= gen wurde er in's Gefängniß gesetzt, doch konnte es ihm nicht bewiesen werden und er wurde wieder entlassen. Das Kloster= leben, das dunkle Gefängniß, der Verlust seines Prozesses und seine große Dürftig= keit verwirrten seinen Verstand und mach= ten seine schwarze Galle immer mehr re= ge. Von seiner frühesten Jugend hatten ihn die Begeisterung der Ligue, die hef= tigen Predigten der Geistlichen gegen die Hugenotten und deren Anführer, die Schmähschriften und die Verläumdungen, die man auf Kosten Heinrichs verbreitete, zum unversönlichen Feinde desselben ge= macht und erzogen. Er hatte oft gehört, daß man Könige und Prinzen, die der katholischen Religion Gefahr bringende Lehren duldeten, oder selbst sich gegen sie

erklärten, ohne ein Unrecht zu begehen, aus dem Wege räumen dürfe. Er gerieth in Wuth, wenn er nur einen Hugenotten sah, oder diese Benennung hörte. Nach der That, die anderswo erzählt werden wird, wurde er Montigni übergeben und einige Tage im Hotel de Retz festgehalten, von wo man ihn in das Gefängniß abführte. Ueber den Prozeß wird anderswo gesprochen werden.

Man hielt sich sehr darüber auf, daß er drei Tage lang im Hotel de Retz ganz leicht bewacht, so daß Jedermann ihn sprechen konnte, gehalten wurde; man erzählt, daß Vornehme zu ihm kamen, ihn zu besuchen, ihn ihren Freund nannten, und man wollte gehört haben, daß ein vornehmer Geistlicher ihm sagte: „mein Freund, nenne Niemand unnöthig und keine rechtliche Leute, sonst wird dir Gott nie verzeihen.“ Wir gehen hier in keine Details ein, nur so viel, daß er wirk-

lich keine Gefährten angegeben hat. Man beschuldigte ihn einer gänzlichen Verrücktheit, allein weder in seinem Verhöre, noch während seines Gefängnißes, noch bei seinem Tode konnte man etwas anders erkennen, als Frechheit, Wuth und eine schiefe Richtung des Geistes.

Den 27. Mai wurde er auf dem Greve Platz zum Tode geführt. Er wurde, indem er das Mord-Instrument in der Hand halten mußte, am ganzen Körper mit glühenden Zangen gezwickt, in seine Wunden wurde heißes Pech, siedendes Oel und flüßig gemachtes Blei gegossen, endlich durch vier Pferde zerrissen, seine Glieder verbrannt, und die Asche in den Wind gestreut. Das Volk war so aufgebracht, daß es sich mehrere Male auf ihn werfen und ihn in Stücken reissen wollte. Seine Glieder waren so fest, daß die Pferde ihn nicht zerreissen konnten, und daß der Henker mit dem Beile nachhelfen mußte.

Gui-Patin sagt in seinen Briefen (122. Brief), daß Ravaillak noch einen Bruder gehabt habe, der in Holland starb, welcher auf dem Todtbette gesagt haben soll, daß, wenn sein Bruder den König nicht getödtet hätte, er es gethan haben würde, um sich zu rächen, daß Heinrich ihre Schwester verführt und dann schändlicher Weise verlassen habe.

Doch führt kein anderer Schriftsteller diese Sache an, und man zweifelt sehr an der Wahrheit derselben; auch findet sich in dem zahlreichen Verzeichnisse aller Schönen, mit denen Heinrich Umgang gehabt haben soll, welches das Manuscript liefert, der Name Ravaillak nicht.

Anmerkung 43 zu Seite 147.

Da schon so viel von den letzten Tagen des Helden dieser Geschichte in dieselbe verflochten wurde, so können wir uns zur Ergänzung nicht entbrechen, das

Uebereinstimmendste mehrerer Schriftsteller und Zeitschriften jener Zeit hier anzuführen und zu erzählen. Wir liefern hier den Auszug der Quellen, die wir benützt haben, diese Zusammenstellung zu machen, welche im Ganzen nur in Kleinigkeiten von einander abweichen und die man alle als klassich betrachten kann. Diese sind, Perifex, Süllv, l'Etoile und der Mercure François vom Jahre 1610.

Der König, schon seit längerer Zeit sehr unruhig und in heftiger geistiger Bewegung, die seinen Körper sehr angriff, fühlte diese täglich mehr, je näher das Ziel des Einzugs der Königin, (von welcher, wie von der Krönung, Süllv diese zurückzuhalten vergeblich bemüht war, die aber mit der größten Hartnäckigkeit darauf bestand,) anrückte, hatte die Nacht, die dem ihm unglücklichen Tage vorging, sehr schlecht geruht und beinahe gänzlich schlaflos zugebracht. Als er des Mor-

gens aufstand, beklagte er sich über die unruhige Nacht, und daß er ermattet und unwohl sey. Der Herzog von Vendome bat ihn hierauf, sich zu schonen und diesen Tag zu Hause zu bleiben, indem es der Tag sey, der ihm ungünstig seyn sollte.

Ich bemerke, erwiederte der König, daß du dich mit dem Kalender berathen hast, und daß der Narr la Brosse und und mein Vetter von Soissons dich angesteckt haben. Jener ist ein alter Narr und du bist zwar sehr jung, allein eben so unklug, als er. Der Herzog von Vendome ging darauf zur Königin und sagte ihr, daß der König unwohl sey. Sie bat ihren Gemahl gleichfalls, zu Hause zu bleiben, erhielt aber, wie der Herzog von Vendome, dieselbe Antwort.

Der König ging hierauf in die Messe. Schon dahin folgte ihm der Mörder in der Absicht, seinen Streich auszuführen; es wäre ihm vielleicht auch da schon

derselbe gelungen, wenn der Herzog von Vendome ihm nicht hinderlich gewesen wäre. Während der König die Messe hörte, beichtete der Elende. Man wollte bemerkt haben, daß der König diesen Tag viel andächtiger war, daß er schon des Morgens länger auf dem Betschemel, der neben seinem Bette stand, betete und daß er sagte, als man nachsah, weil er länger, als gewöhnlich ausblieb, indem er unwillig wurde, unterbrochen zu werden: „die Menschen halten mich immer ab, für mein Bestes zu sorgen.“

Der König blieb unruhig und übel aufgelegt den ganzen Morgen; er aß nicht viel und wollte sich nach Tische zu Bette legen, um zu schlafen; allein er konnte nicht ruhen; er stand auf und legte sich wieder hin; es half nichts, der Schlaf floh ihn. Er rief den Exemt der Garde, fragte ihn, wie viel Uhr es sey? Dieser antwortete, vier Uhr und setzte hinzu,

ich sehe Eure Majestät unruhig, wäre es nicht besser, etwas Luft zu schöpfen, das würde Sie zerstreuen.

Du hast recht, sagte der König, laß meinen Wagen kommen, ich will Sülly im Arsenale besuchen; er ist leidend, ich habe mit ihm zu sprechen und gab ihm die Stunde morgen früh fünf Uhr; vielleicht kann ich morgen schlafen und versäume dann nicht, mit ihm zu sprechen.

Ravaillak hörte, daß man nach dem Wagen rief, er war unten am Louvre; als derselbe vorfuhr, murmelte er zwischen den Zähnen: „jetzt habe ich dich, es ist um dich geschehen!"

Als der König zum Wagen ging, schickte er den Kapitain de Garde, Vitrie, weg und auch die Garden, indem ersterer den Auftrag erhielt, nachzusehen, ob alles für den Einzug in Bereitschaft sey. Beim Einsteigen fielen ihm wahrscheinlich die Prophezeihungen ein. Er fragte

einen seiner Leute, der wie vielte es sey? Der Eine sagte, der dreizehnte, der Andere der vierzehnte, worauf der König lachte und sagte: „ihr wißt euren Kalender gut" und hieß dann den Kutscher zufahren. Bei dem Hotel Longeville schickte er alle zurück, die ihm folgten und als man ihn frug, wohin er fahren wollte, sagte er: zum Kirchhof der Unschuldigen (cimmetière des innocents).

Im Wagen war rechts neben ihm der Herzog von Epernon, am rechten Wagenschlag die Marschälle Lavar in und Roquelaure; der Herzog von Montbasson und der Marquis de la Force waren links, und auf dem Vordersitze der Marquis von Mirabeau und du Pleßis Liancourt, sein Stallmeister. Da die Garden im Louvre auf seinem Befehl zurückgeblieben waren, so bestand sein Gefolge nur aus wenigen Edelleuten zu Pferde und einigen Lakaien zu Fuß. Man hatte zu seinem Unglücke

die Vorhänge des Wagens zurückgezogen, weil es schön Wetter war und der König gerne die Vorbereitungen zum Einzuge sehen wollte.

Ravaillak saß auf dem Steine an der Thüre des Louvres, und hoffte daselbst die That verrichten zu können, wenn der König aus der Thüre treten würde, allein der Herzog von Epernon war ihm hinderlich gewesen. Er folgte dem Wagen auf dem Fuße und als derselbe aus der Strasse St. Honnorée in die la Ferronnerie gelenkt hatte, die damals sehr enge und in welcher noch Kaufläden angebracht waren, so mußte derselbe anhalten, weil ihm ein Karren mit Wein, dem auf der andern Seite ein Wagen mit Heu entgegen kam, den Weg verschloß. Die Lakaien zu Fuß gingen durch das Haus, um auf der andern Seite wieder schneller bei dem Wagen zu seyn; es blieben nur zwei bei demselben, wovon

der Eine vortrat, Platz zu machen und der Andere gerade seine Knieschnalle fester anzog. Diesen Augenblick benützte der Mörder; als er sah, daß der Wagen hielt, näherte er sich auf der Seite, wo er beobachtet hatte, daß der König saß. Seinen Mantel hatte er um die linke Schulter geschlagen, um seinen Dolch zu verbergen; er schlich sich neben den Kaufläden und dem Wagen durch, trat mit einem Fuße auf eine Speiche des hintern Wagenrades, mit dem andern auf einen Eckstein, zog sein doppelt-schneidendes Messer hervor, und brachte dem Könige einen Stich in dem Augenblicke bei, als er sich gegen den Herzog von Epernon gewendet hatte, der einen Brief las.

Bei dem ersten Stiche schrie Heinrich: „ich bin verwundet!“ aber der Mörder wiederholte den Stoß mit einer solchen Schnelligkeit, daß Niemand ihm in den Arm fallen konnte.

Der Stich war ins Herz, nach Andern in die Hauptader am Herzen gedrungen. In jedem Fall war er schnell tödtend und Heinrich starb mit einem einzigen Seufzer; der Mörder führte noch einen dritten Stoß, den aber der Herzog von Epernon mit dem Aermel auffing.

Man stritt lange und verschieden, ob nicht schon der erste Stoß tödtend war, allein wir wollen uns hier in keine Untersuchung und Erörterung einlassen; so viel war leider zu wahr, daß der König nach dem zweiten Stoße vollendet hatte.

Die sechs Herren sprangen sogleich aus dem Wagen, theils um Hülfe zu suchen, wenn sie möglich sey, theils um den Mörder zu greifen, aber einer von ihnen schrie, der König ist todt! worauf ein großer Lärm entstand. Das Volk, das in der Nähe war, warf sich in die nächsten Häuser und Kaufläden, der Schreck

und die Bestürzung war allgemein, man fiel über den Wagen her, der Herzog v. Epernon rief, um den Auflauf zu dämpfen, der König ist nicht todt, er ist nur ohnmächtig und befahl, schnell nach dem Louvre umzuwenden. Der Mörder flüchtete sich nicht, er blieb da, als hätte er sich einer Großthat zu erfreuen; — St. Michael, Hofcavalier des Königs, der ihn stets begleitete und zunächst da war, wollte ihn niederstechen, allein der Herzog von Epernon rief ihm zu, es gälte sein Leben, wenn er ihn tödtete, worauf ihn St. Pierre, Exemt der Garde, fest nehmen und an Montigni übergeben ließ.

Es schien sehr sonderbar, und sehr viele gleichzeitige Schriften hielten sich sehr darüber auf, daß man über Ravaillaks Prozeß, über die Verwicklungen in demselben, über die Anzeigen, die man von einer großen weitläuftigen Verkettung einer Verschwörung gegen diesen Monar-

chen hatte, so leicht hinweg ging. Man glaubte, daß sehr Große und Mächtige dabei die Hand im Spiele hätten und daß hauptsächlich Concini, um unter der Regentschaft der Königin freien Spielraum für seine Eitelkeit und Habsucht zu haben, sehr darin verflochten war, wie er auch Macht hatte, die Untersuchungen niederzuschlagen. Ganz Frankreich, selbst das Ausland, war darüber empört. Doch hier ist weder Zeit, noch Ort, die Sache zu erörtern und es würde den Zweck dieses Werkes verfehlen, sich in zu weitläuftige Untersuchungen einzulassen, indem wir befürchten, bereits schon die vorgeschriebene Gränzen überschritten zu haben.

Anmerkung 44 zu Seite 149.

Ich kann unmöglich schließen, ohne Sülly's Schilderung dieses Monarchen hier anzuführen, die ihn am genauesten bezeichnen wird. Er spricht wörtlich so:

„Ich sage nichts Neues von seinem Herzen, seinem Charakter und Geiste, wenn ich sage, daß er gefühlvoll, mitleidig, gerade, aufrichtig, edelmüthig, klug und sein Verstand durchdringend war, mit einem Worte, daß er alle die Eigenschaften besaß, die man oft an ihm sehen und bewundern konnte.

Er liebte alle seine Unterthanen, wie ein Vater, den ganzen Staat wie das Oberhaupt einer Familie, und dieses Gefühl rief ihn oft mitten im Taumel der Vergnügungen ab, um an dem Plane zu arbeiten, sein Volk glücklich, sein Königreich blühend zu machen. Daher die Fruchtbarkeit und Aufmerksamkeit, nützliche Verordnungen zu erdenken, und diese zu vervollkommnen. Man konnte weder Staaten, noch Stände, noch Handwerke denken, über welche er nicht nachgedacht hatte, und seine Absicht war, alle seine Verordnungen so zu befestigen, daß auch

nach seinem Tode nichts daran verändert werden konnte, wie dies so häufig in dieser Monarchie der Fall war. Er sagte, seine letzten Jahre seyen dem Ruhme und dem Berufe geweiht, daß sie den Menschen nützlich und Gott angenehm wären. Große Gedanken, seltene und erhabene Dinge waren seinem Geiste eigen, er sah das Unglück, wie ein vorübergehendes Hinderniß, das Glück, als seinen natürlichen Zustand an. Er hatte zum Versuche Moräste austrocknen lassen, um ein größeres Werk, das er unternehmen wollte, auszuführen. Er wollte die beiden Meere und die großen Flüsse durch Canäle verbinden. Ihm fehlte nichts, als die Zeit zu seinen ruhmvollen Unternehmungen.

Nur zehn Dinge, sagte er, bäte er von Gott, daher das Sprichwort, die zehn Wünsche Heinrichs des Vierten.

1. Die Gnade Gottes und das geistige Wohl.
2. Bis zu seinem Tode alle Fähigkeiten der Seele und des Körpers zu behalten.
3. Die Religion, zu der er sich einstens bekannt hatte, in einer bestimmten und ruhigen Stellung zu sehen.
4. Sich von seiner Gemahlin (versteht sich von der ersten) befreit zu sehen, und eine zweite nach seinem Wunsche zu erhalten, die ihm Prinzen gäbe, die er die Zeit hätte, selbst zu erziehen und zu unterrichten.
5. Frankreich seinen alten Glanz wieder zu verschaffen.
6. Von Spanien entweder das Königreich Navarra, oder Flandern, oder Artois zu erobern.
7. Gegen den König von Spanien und gegen den Großsultan eine Schlacht

persönlich zu gewinnen, um welches Letztere er den Don Juan d'Austria beneidete.

8. Ohne zu gewaltsamen Mitteln gezwungen zu seyn, die Parthei der Hugenotten, die die Herzöge von Bouillon und Tremouille an der Spitze hatte, zur Pflicht zurückzuführen.

9. Diese beyden Männer und den Herzog von Epernon gezwungen zu sehen, zu seiner Gnade Zuflucht nehmen zu müssen.

Lange wollte er den zehnten Wunsch nicht sagen, der die Erfüllung seiner grossen Plane zum Gegenstand hatte. Die beiden Hauptgegenstände, die er dabei beabsichtete, machten, daß er sie in zwei abtheilte. Der Erste betraf die Religion und zwar die Menge der verschiedenen Religionen, die Europa theilte, wenigstens auf drei Haupt-Religionen zu vereinigen,

weil es doch unmöglich sey, zu machen, daß die ganze Welt dieselbe und eine annehme. Der Andere war politisch und betraf das Gleichgewicht der Staaten, aus welchen er gern eine Art Staaten-Republik machen wollte.

Herr von Sülly gesteht ein, daß der König Fehler hatte und selbst große, (der König gestand sie selbst ein,) daß die Liebe zu den Weibern oft sehr ins Weite ginge und daß er große Summen deshalb verschwendete, daß er sich oft zu viel den Vergnügungen überließ; allein er sagt, wenn man betrachtet, was er gethan hat, so vergißt man alle seine Schwächen. Er schließt:

-- et pour tout comprendre en un mot, il suffit de voir ce qu'il à fait pour convenir qu'il n'y a aucune comparaison à faire dans sa personne entre le bien et le mal, et que, puisque l'honneur et la gloire ont tou-

jours eu le pouvoir de l'arracher au plaisir, on doit les reconnaitre pour ses grandes, ses veritables paſsions.

Anmerkung 45 zu Seite 153.

Nach dem Tode Heinrichs heirathete die Gräfin Romorantin (Fräulein des Eſſarts) heimlich den Cardinal von Guiſe (Ludwig), einen Bruder des Herzogs Karl von Lothringen. Dieſer Cardinal hatte ſich ſolche Verdienſte um den Römiſchen Hof erworben, daß er, ohngeachtet dieſer Heirath, alle ſeine Pfründen behalten durfte; allein der Herzog, ſein Bruder, bemächtigte ſich des Ehekontraktes und der Dispenſe des Papſtes, und da der Kardinal bald darauf ſtarb, ſo wurde dieſe Dame nur als ſeine Beiſchläferin betrachtet. In dieſer heimlichen Ehe waren drei Kinder geboren; das Aelteſte ſtarb als Biſchof von Condom, das zweite war

der Marquis von Romorantin und dann eine Tochter, an den Marquis von Rhodes verheirathet. Zum zweitenmal verehelichte sich dann Fräulein des Essarts unter der Regierung Ludwig des Dreizehnten, mit dem Marquis du Hallier, nachherigem Marschall de l'Hopital.

Ihr Ehekontrakt, den sie nie von der Familie von Guise herausbekommen konnte, wie auch die Dispense vom Papste, gingen durch mehrere Hände und kamen endlich an die Prinzeß von Guise. Als diese auf dem Todtenbette lag, erfuhr dies die Gräfin von Romorantin, wie sie damals hieß. Sie steckte sich hinter den Beichtvater der Prinzeß, ließ ihr vorstellen, sie möchte mit keinem solchen Verbrechen, das ihre Kinder um die Erbschaft brächte, auf welche diese die gerechtesten Ansprüche hätten, belastet aus der Welt scheiden. Sie solle bedenken, daß sie bald vor dem Richterstuhle Gottes stün-

de und möchte ihr das Instrument, das der einzige Beweis der Rechtmäßigkeit ihrer Kinder wäre, aushändigen. Der Beichtvater entledigte sich seines Auftrages so gut und sprach ihr so in's Gewissen, daß die Prinzeß sich entschloß, die Papiere zurückzugeben und sie, in einem Kästchen verschlossen, der Gräfin Romorantin durch einen Unbekannten zuzustellen.

Als die Gräfin die Papiere hatte, warf sie sich dem Könige zu Füßen und bat ihn, sich ihrer und ihrer Kinder anzunehmen. Der König erwiederte, daß er ihr seine Gnade gern schenken wolle und es ihm Freude mache, Gerechtigkeit üben zu können, er verwieß sie aber an die Gerichte und an das Parlament, bei welchem der Prozeß eingeleitet und verglichen wurde.

Anmerkung 46 zu Seite 154.

Wir fühlen uns nicht berufen, die

galanten Abentheuer zu liefern, die das Manuscript uns in ziemlicher Menge mit lebhaften Farben und wahrer Frivolität erzählt. Vorzüglich die Jugendjahre Heinrichs sind reich an solchen Begebenheiten, wenn er mit einigen jungen Leuten in den Städten, wo er im Kriege sich aufhielt, nach einem fröhlichen Mahle die Vergnügungen aufsuchte, die ein junger hübscher Mann, und noch dazu ein König, nicht vergebens sucht. Sie passen höchstens zur Erzählung in traulichen Zirkeln, aber nicht zur Publicität. Ein Buch fällt in gar verschiedene Hände, und wir wollen nicht den Vorwurf auf uns laden, auch nur ein reines Gemüth mit etwas Unreinem befleckt und mit Gift angehaucht zu haben.

Briefe des Königs an die Marquise von Verneuil. *)

I.

J'ai bien connu par votre lettre, que vous n'avèz pas les yeux bien ouverts, ni les conceptions auſsi; car vous avéz pris la mienne d'un biais que je ne l'entendois. Il faut ceſsér ces brusqueries, si vous voulez l'entière poſseſsion de mon amour: car, comme Roi et Gascon, je suis mal endurant. Auſsi ceux qui aiment parfaitement comme moi, veulent être flattés, et non rudoyés. Quand Monsieur d'Entragues sera ici, je vous témoignerai, si je vous aime; cepen-

*) Die mit O. bezeichneten Briefe ſind im Originale vorgelegen.

dant il vous sied mal d'en douter et cela m'offense. Hier au soir, votre diamant tomba hors d'oeuvre, et fort heureusement je l'ai retrouvé. Dieu sçai si j'en fus en peine; car j'eusse mieux aimé perdre le doigt, tenant si cher tout ce qui vient de vous, que rien n'en approche en comparaison. Nau n'est pas encore venu. J'espére vous voir Dimanche en public, puisque vous n'avèz daigné me voir en particulier. Bon-jour mes cheres amours. Je ne suis pas bien satisfait: je ne puis vous le taire. Je baise vos beaux yeux un million de fois.

Marcoussis ce 7. d'Octobre.

II.

Mon cher coeur. J'étois ce matin pour aller reconnoitre les paſsages que je vous ai mandé, et cela

me retarde jusques à cette heure le contentement de scavoir de vos nouvelles. Ayant trouvé à mon retour votre laquais arrivé, j'ai baisé un million de fois votre lettre, puisque ce ne pouvoit être vous. Ne doutéz pas que je ne vous trouve fort à dire. Nous sommes fort bien ensemble; pour moi je puis être autrement: je vous le montrerai bien par mon prompt retour. En mon voyage, nous n'avons pas seulement vû la neige, mais nous en avons été couverts trois heures, d'auſsi épaiſse, qu'elle est en France en Janvier; descendant à la vallée, ce n'a été que pluye. Ces Meſsieurs qui ne voyent que la guebelette, disent que le chemin, que nous avons fait aujourd'hui, est plus haut et plus mauvais. Certes en toutes les Alpes il n'y en a pas un pire. Je pars demain, et j'espere vendredi

être si prés de vous, que je vous sommerai de la promeſse que vous me fites en partant, si j'arrivois sans bagage. C'est trop causer pour être mouillé comme je suis. Bon-jour, le coeur à moi; je te baise un million de fois.

Alans ce 20. d'Octobre.

III.

Mon cher coeur. Il n'y a plus que demain entre deux, pour avoir la joie de nous voir. J'ai été extrêmement marri de vous avoir renvoyé Petit sans lettre; mais il m'a trouvé à cheval. Le Maître de cèans nous a fort bien traité. Monsieur de Nemours a rompu son mariage. J'ai peur que j'aurai été Prophéte. Demains je sçaurai plus de nouvelles de Paris; car le Maréchal de Biron sera à l'aſsamblée d'Iverny. Bon-soir

mon Menon; je baise un million de fois les petits Garçons.

Ce 24. d'Octobre.

IV. D.

Cette lettre sera bien plus heureuse que moi; car elle couchera avec vous. Jugez si je lui en porte envie. Le sommeil m'a fait arrêter ici, et par conséquent est cause que je vous fais scavoir de mes nouvelles. Voyez comme dormant et veillant toutes mes actions se rapportent à vous plaire. Je m'en vais à Fontainebleau, d'où à votre réveil vous scaurez ce que je resoudrai de faire. Bon-soir, mon tout; je vous baise et vos petits Garçons un million de fois.

Ce 21. d'Octobre.

V.

Mon ame. Il me semble qu'il y ait déja mille ans que je ne vous ai vûe. J'ai envoyé la Varennes voir le logis de Saint-Pierre, pour ſcavoir s'il sera propre pour vous. Le Conseil ne viendra que mardi. Il n'y a rien de nouveau. Je m'en vais à la chaſse pour m'y divertir du déplaisir que me donne votre absence. Je suis au milieu de mes marmots qui m'ont fait faire cette lettre à cent fois. Bon-soir, le Menon à moi; je vous baise une million de fois.

Le 30. d'Octobre.

VI.

Mes chères amours. Votre lettre a fait le même en moi, que la mienne a fait en vous, car j'étois tout estomaqué. Votre pere arriva de bonne heure. Je l'ai fort entretenu et

mis sur tous propos. Il m'a remis de tout à la revenue de Nau. J'ai encore dépêché pour le faire venir. Cependant il dit à tous ceux qu'il pense ses amis, que tout ce que je lui dis, est pour le tromper, et que vous agiſséz en cela de concert avec moi. Pour moi, je ne m'en offense pas; mais ces discours vous font tort. J'aurai l'honneur de vous voir Dimanche; je m'en vais courrir le cerf. Monsieur de Maine est arrivé à Paris pour l'accord. Bon-Jour, mon Menon; je vous baise un million de fois.

A mon retour de la chaſse je vous envoyerai encore un courrier.

VII.

Mes chéres amours. Vous auréz vû par ma lettre de hier, que mon déplaisir ne procédoit, que de

force de vous aimer; mon inclination et toutes mes résolutions m'y portent tellement, qu'il faudroit de grands efforts d'ingratitude pour m'ébranler. Bien dirai-je comme je ne veux rien faire que vous dèplaise, ni recevoir de vous chose qui puiſse m'apporter du mécontentement. Monsieur de la Chastre est parti ce matin bien à regrét: il m'a parlé en partant. Je remets à vous le dire. Monsieur de la Riviére part auſsi. C'est tout ce que je puis vous dire ce matin, sinon que je vous baise, mon cher coeur, un million de fois.

du Louvre ce 20. d'Octobre.

VIII.

Mes chères amours. La Varenne et le laquais sont arrivès a même heure. Vous me commendéz de surmonter, se je vous aime, toutes les

difficultès, que l'on pourra apporter à notre contentement. J'ai aſsez montré la force de mon amour par les propositions que j'ai fait, pourvû que du côté des vôtres ils n'y apportent plus de difficultès. Ce que j'ai dit devant vous, je n'y manquerai point, mais rien de plus. Le Comte de Lûde part demain matin. Il a dès après diner toutes ses dêpéches. Je verrai de bon coeur Monsieur d' Entragues; et ne me verrai guères en repos que notre affaire ne soit faite ou faillie. Cet homme de Normandie est venu ici, et vient de me dire qu'entre-ci et quinze jours nous devons avoir la plus grand brouillerie du monde, qui sera causée par vos père, mère, ou frère, et sera tramée à Paris; que vous et moi tiendrons tout pour rompû, que demain il me dira le moyen de l'empêchér.

Monsieur le Cardinal de Joyeuse entre, qui rompt notre propos. Bonsoir, le coeur à moi; je vous baise un million de fois.

Orleans le 6. d'Octobre.

IX.

Mes chères amours. Je me suis levé de bon matin, et me suis trouvé si foible, que je me suis allé promener à la forêt à cheval. Je vous jure que je n'ai sçu endurer l'amble de ma haquenée. De mal je n'en sens plus Dieu merci; mais autrefois j'ai été malade un mois, que je ne demeurois pas si foible. Si mon mal eût continué, je vous eusse envoyé guerir. Je suis si triste de ne vous voir point, que rien ne m' apporte du contentement. Aimez-moi bien hardiment; car je vous chéris plus que je ne fis jamais. Votre

Frere le Comte, et moi, pourrion bien vous témoigner, que ce matin à cheval nous nous sommes entretenus une heure de vous. Bon-jour le tout à moi; je vous baise un million de fois.

X.

Nous arrivâmes hier, mon Menon, en ce lieu de Beaufort à nuit fermante; nos bagages ne sont pas encore arrivés: cependant nous partons pour aller à Colcarmel reconnoître le paſsage. Il nous fallut hier mettre vingt fois pied à terre, et aujourd'hui le chemin est cent fois pire. La France m'est bien obligée; car je travaille bien pour elle. Je remets milles bons contes à vous faire, que j'ai appris de Meſsieurs . . . . et . . . . qui sont venus à Chambery, quand j'aurai l'honneur de vous voir, qui

ne sera, je crois, que Dimanche. Ce temt me durera plus qu'a vous. Aimézmoi bien, mes chères amours à moi. Je vous baise un million de fois.

Ce 11. d'Octobre.

XI. ↄ.

Mon chèr coeur. Je résolus hier avec Nau, que j'irois coucher ce soir à Malherbes, où je ferois toutes nos affaires d'une main. Monsieur d'Entragues m'en a parlé ce matin fort honnêtement, et comme je voulois monter à cheval, il m'est venu supplier de ne vouloir point aller à Malherbes où je ne vous trouverois pas, et que je vouluſse remettre le tout à Orlèans, où je ſçai qu'il ne vient pas. Cela me fait toujours croire, qu'il ne veut qu'alonger, et croyez qu'il vous trompe, auſsi-

bien que Nau; mais non moi, qui ai toujours cru ce que je vois. Comme j'ai été à cheval, il a dit tout haut, Monsieur le Grand *) et Praslin l'ont oui: Par lá, morbleu, il sera bien trompé; car il ne trouvera pas ma Fille à Orléans: ma Femme ira; mais ma Fille demeurera avec moi. Toute fois je lui ai dit en partant que j'y serois ce soir. Je n'y suis allé que ce matin, pour les raisons que je vous dirai. Montrêz cette lettre à Nau. Bon-jour le tout à moi; je vous baise un million de foi.

Ce 25. d'Octobre.

XII.

Mon cher coeur. J'arrivai hier entre onze et douze, las et avec un

---

*) Der Oberſtallmeiſter Herzog v. Bellegarde.

extrême mal d'estomac. Ma Femme se porte bien, mon fils aussi, Dieu merci. Il est crû et rempli de moitié en ces sinq jours, que je ne l'avois point vû. Pour moi j'ai fort-bien dormi, et suis exempt de toutes douleurs, hors celle d'être absent de vous, qui bien qu'elle me soit grièvе, est modérée par l'esperance de vous revoir bien-tôt. J'ai déja commencé l'affaire de Monsieur de la Chastre; vous en seréz contente. Bon-jour mes amours; aiméz-moi bien toujours, qui baise un million de fois les mains et la bouche, et caet.

du Louvre ce 6. d'Octobre.

XIII.

Mon coeur. Je ne plains point votre mal: si je l'ai fait, je le guérirai. Je suis arrivé en ce lieu si triste, qu'il ne se peut dire plus, de

me voir privé de ce que j'aime tant; mais demain j'aurai l'honneur de vous voir, et vous baiserai pour deux jours. Je dînerai ici avant que de partir, et n'arriverai qu'à cinq heures à Orléans, afin de vous donner le loisir d'être chez la Reine, quand j'y arriverai. Je m'en vais jouer à la peaume, à mon jeu qui vient d'être achevé. Je baise les mains un million de fois à ma chère Maitresse, la supplie de me tenir toujours chèrement en sa bonne grace. Bonsoir le Menon à moi. Je me recommande aux petits Garçons.

Ce 16. d'Octobre.

XIV.

Mon cher coeur. Nous arrivâmes hier devant la nuit à soupér chéz Zamet. Pour votre Fils, le retour de Monsieur de la Rivière m'en ap-

portera des nouvelles. Je serai bien-aise d'en scavoir; mais vous ne me dites rien de Verneuil. Je vous le renvoyerai aujourd'hui. Je le fais chercher par-tout, pour lui commander. Il croit, comme moi, que ce ne sera qu'au mois qui vient. Vous m'entendèz. Je ne puis vous mander quand je vous verrai, n'ayant encore vû, ni Monsieur le Chancelier, ni Monsieur de Rosni; pour scavoir mes affaires: mais bien vous asſurerai-je que je ferai en un jour ce que les autres feroient en huit, pour m'avancer ce contentement. Bon-jour le cher Menon à moi, que je baise un million de fois. Faites mes recommendations à votre mère.

Paris ce 29. d'Octobre.

XV.

Mes chères amours. Je viens de recevoir celle dont vous m'avéz honoré. Sans votre commandement, je n'euſse failli à vous dépêcher quelqu'un. Je suis arrivé sauf et sain, hors le mal d'amour, qui m'est doux a supporter, pour m'être si agréable; que si je faisois élection d'une mort; je choisirois celle-là. J'entends comme tirer mon coeur. Il me semble qu'il y a déja un siècle que je vous ai laiſsée: pourvoyèz aux moyens d'abréger notre exil. J' attends extraordinairement. Monsieur de Guise est arrivé, mais non encore les Dames. Monsieur de Rets n'y est point. Ce soir je vous écrirai ce que la journée m'aura produit de sujet. Bon-soir, mon tout: aiméz-moi chèrement, croyez ma fi-

delité inviolable pour vous, que je baise un million de fois.

Ce 4. d'Octobre.

XVI.

Mon cher coeur. Vous m'aviéz tant promis d'être sage, que vous ne devéz douter que le style de votre autre lettre ne m'ait offensé. Je vous la porterai, et vous jugeréz que je n'en pouvois attribuer la cause au Jubilé. C'a été la crainte que j'ai toujours eû de votre manque d'amour, qui m'a rendû plus *facile à supporter* vos promtitudes, Je vous l'ai dit souvent, non comme pointilleux, mais comme le craignant plus que la perte de ma vie. Rapportéz cela à mon extrême paſsion, non à avoir envie de vous en manquer; Dieu m'envoye plutôt la mort. Je vous euſse envoyé Monsieur de la Rivière; mais

il a fallu qu'il soit demeuré pour pourvoir à mon fils, qui a tari sa Nourrice. Après dîner il partira et sera demain à votre lever. Mandéz-moi quand vous aurez achevé votre Jubilé, et quand vous voudrez me voir; ce que je desire extrêmement pour vous aimer bien. Bon-jour le tout à moi, que je baise un million de fois.

Le 19. d'Octobre.

XVII.

Mes cheres amours. J'avois assigné Monsieur d'Entragues à six heures; il en est huit, et il n'est pas encore venû. Je viens de l'envoyer guerir. Cependant je vais voir une dépêche de Rome, dont je vous donnerai avis après dîner. Je vous envoie des Ortolans que l'on m'a envoyé de Lyon. Il ne tiendra qu'à

votre Pere, que je n'en baille de-main à votre aîné, qu'il avaleroit plus doucement. Bon-jour le coeur à moi. Devant que je boive ni mange, je résoudrai d'une façon ou d'autre avec Monsieur d'Entragues. Je baise mes petits Garçons un million de fois.

Ce 9. d'Octobre.

XVIII. ℒ.

Mon cher coeur. Je pris hier deux cerfs, avec beaucoup de plaisir: au soir je vis jouer les Comédiens, où je m'endormis. *Il étoit minuit* quand ils achevérent. J'etois si las que je n'ai sçu vous écrire. Je ne me suis levé qu'à onze heure, me portant très-bien, Dieu merci. J'ai fait tout ce que vous désirez; elle s'en ira bientôt. Toutes les Dames sont bien étonnées, et ne sçavent d'ou le malheur vient; mais elles ne par-

leront plus à l'oreille: n'en dites rien; car on leur mande de Paris tout ce que vous dites. Aſsuréz-vous, mon coeur, que je vous aime de tout le mien, et avec plus de paſsion que je ne fis jamais. Sur cette vérité, je baise un million de fois vos beaux yeux.

Petiviérs le 7. d'Octobre.

XIX.

Mes cheres amours. J'aurai le contentement de vous voir demain sans faillir; je le desire plus que vous ne m'aiméz: d'aujourd'hui je ne bougerai du Conseil, pour avoir la journée de demain et de vendredi libre. Certes les affaires m'accablent. Je pris hier le cerf, et je fus à la mort. Je remets toutes choses à demain, que je tiendrai mes amours entre mes bras cherement. Faites la

malade, et ayéz votre manteau blanc, et vous résolvéz de payer la bienvenue dès l'arrivée. Sur cette vérité, je finirai, en baisant mes petits Garçons un million de fois.

Ce 3. de Novembre.

XX.

Mon coeur. Je suis extrêmement marri de ce que vous ne pouvez voir Fontainebleau, car vous y eusſiéz pris plaisir. Je trouve bon, que vous vous reposiéz aujourd'hui et demain, qu'aprés vous veniéz à Marcoussis. Mercredi j'espère d'avoir l'honneur de vous y voir. Mais souvenéz-vous, de vous loger en quelque Chambre où nous puiſsons être ensemble jusques à neuf heures. Vous avéz raison de conformer vos volontés aux miennes en ce qui me touche; car je vous aime plus que vous

ne vous aimez vous-même. Envoyez-nous par qui je vous manderai ce que je veux faire pour vous. Je partirai demain pour aller à Villeroi; extremement mélancolique de penser que je ne vous verrai de trois jours. Bon-jour mon Menon, je te baise un million de fois.

Ce 23. d'Octobre.

XXI.

Mes chères amours. Mais que je sois à Paris, je sçaurai ce que c'est de cet homme de Périgueux, et votre recommandation ne lui peut apporter que bonne fortune. J'ai reçu trois lettres de vous aujourd'hui, sans celle que j'espère recevoir, avant que dormir, par Nau. Croyez que c'est le seul temps où j'ai reçu contentement; car, hors de votre personne, ou de vos nouvelles, je n'ai non plus

de joie, qu'il y a de salut hors de l'Eglise. Soyèz mardi, sans manquer, à Marcoussis. Si vous penséz, que votre dîner fût à propos à Villeroi, je vous y ferois bonne chère, et irois avec vous à Marcoussis, et vous prêtant la moitié de mon carosse, le vôtre seroit déchargé, et en échange au logis où vous logeréz, vous me prêteréz la moitié de votre lit. Bonjour l'ame à moi, je te baise un millîon de fois.

Ce 23. d'Octobre.

XXII. D.

Si mon coeur se gouvernoit suivant les occasions que l'on m'en donne, vous recevriéz de moi une aussi froide réponse qu'ont été les deux lettres que j'ai reçues de vous: je ne laisse pas de m'en plaindre; et certes, je n'avois pas mérité cela de

vous. Pour ce que m'a apporté Nau, il vous en fera la réponse plus pleine d'amour peut-être que je ne dois. Le sommeil me fait remettre le tout sur lui, et finir vous baisant un million de fois les mains.

Le 13. d'Octobre.

Briefe an die Gräfin Moret.

I. O.

Je vous adreſse celle ci, ma chere; en vous disant milles bons jours. Je prendrai le cerf, et a quatre heures je me promet de vous embraſser et vous ne me refuserés pas le diner a le Bicharderie; je vous enverrai Grillon, qui *soignera* la besogne dans votre charmante eremitage, comme je sais que vous y étes a peu de monde; a la trés forte convenance de votre chaſseur inſatigable qui est doué d'une grande paſsion pour sa chere amazone.

Adieu, ma bien Aimée. Je monte a cheval; un million des baisérs

que je vous envoye et que vous me rendrés ce soir.

Petiviers ce 3. de Septembre.

II. D.

Il ne faut pas faire si grand esclandre d'une chose qui se fait tous le jours. Si vous préferiés un certain a un certain qui vous fut tres attaché ce dernier ne fera pas la begueule d'aplaudir a vos fantaisies. Certes! les choses sont trop avançées. Monsieur le Prince dira si, on il ceuillera ses pommes á Dampiérre trés heureux d'echapper a la bastille, Madame de Guise en dira ce qu'elle voudra. Ne me faites perdre mon latin et arrangés vous celon; vos lettres ne scaurrient flechir connoisant vos actions. J'aurois soin d'Antoine et malgré notre separation pour ja-

mais mon coeur ne connai rencune. *)

du Louvre ce 10. de Jullit.

---

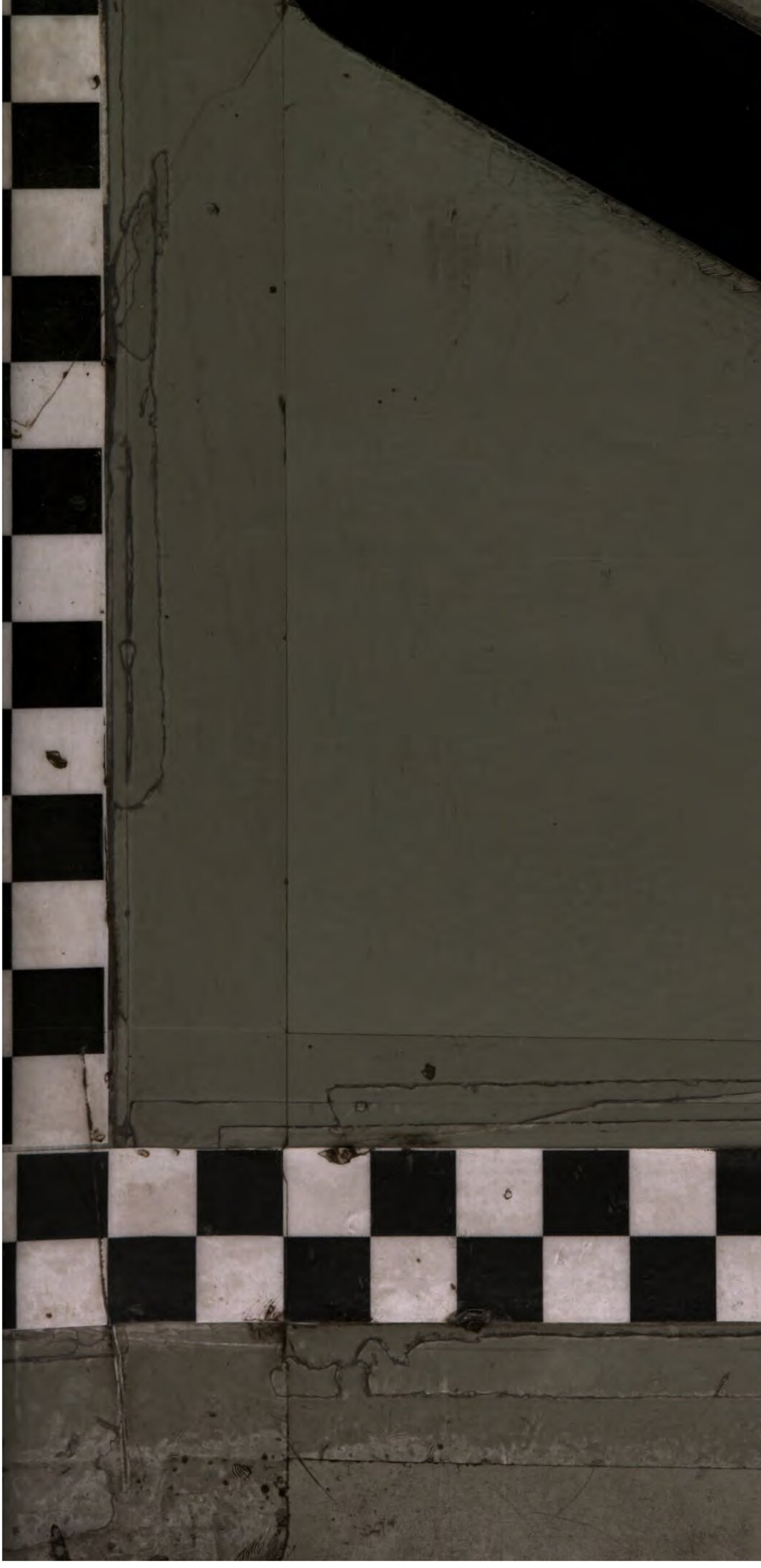
*) Dieser Brief muß geschrieben seyn, nachdem die Gräfin sich mit dem Prinzen Joinville eingelassen hatte und dieses dem Könige verrathen wurde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Verbesserungen und Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
17.	1 v. u.	Vidam st. Vidome
18.	7 v. o.	Pralin st. Tralin
22.	2 v. o.	ahnete st. hinderte
25.	4 v. u.	Bellievre st. Belliere
34.	2 v. o.	Guercheville st. Gueche.
daselbst	7 v. o.	Galligay st. Galigny und so immer
daselbst	8 v. o.	Corcini st. Cancini
36.	6 v. o.	Nemours st. Namours
61.	7 v. u.	wurde st. war
daselbst	2 v. u.	nach Malherbes muß: ergriffen, eingeschaltet werd.
65.	2 v. o.	verzieh' st. verziehen
daselbst	6 v. u.	ihm st. ihn
69.	5 v. o.	demselben st. denselben
80.	6 v. o.	nach und muß der eingeschaltet werden und heißen: und der auch
101.	5 v. u.	heimlich st. heimlichen
122.	8 v. o.	Cramaille st. Cremaille

Seite.	Zeile.	
129.	7 v. u.	denn st. dann
130.	1 v. u.	Jeannin st. Jannin
134.	11 v. o.	Cöln st. Cölu
144.	4 v. o.	überzeugt st. überzeuge
185.		muß oben gesetzt werden: Anmerkung 27, zu Seite 73.
208.	11 v. o.	la Ferronnerie st. le
225.	19 v. o.	niederzuschlagen, statt niederznschlagen.



BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pappenheim, Albert <<von>>,

Geheime Liebschaften Heinrichs des Vierten aus Original-Manuscripten mit geschichtlichen Anmerkungen erläutert

Bd.: 2 : mit 1 Titelkupfer

Nürnberg 1824

Don.Lud. 199-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10727869-3